Philipp Galen's

Gesammelte Schriften.

Taschen-Ausgabe.

Zweite Reihe.

3. Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1865.

Baron Brandau

und seine Junker.

Aus den Papieren eines Arztes

von

Philipp Galen.

Dritter Band.

Dritte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1865.

Erstes Kapitel.

Graf Zaretta.

Inmitten einer von Hunderttausenden bevölkerten Hauptstadt, in der die verschiedenartigsten Kräfte und Talente sich sammeln und aus allen Landestheilen Menschen und Mittel zusammenströmen, um Dinge möglich zu machen und zu erzeugen, die alle Welt in Erstaunen setzen, tauchen von Zeit zu Zeit fabelhafte Personen auf, deren Erscheinen einem Meteor gleicht, welches plötzlich vom Himmel stürzt, auf einen Augenblick einen glänzenden Schein verbreitet, der alle darauf fallende Blicke blendet, dann aber, ungesehen und unbeachtet, eben so plötzlich im Dunkel der Nacht verschwindet. Man weiß von diesen seltsamen Persönlichkeiten eigentlich nie recht, woher sie stammen, welches ihre Vergangenheit war und was ihre Zukunft geworden sein würde, wenn sie mit ungebrochener Kraft ihren Weg verfolgt und die Rolle zu Ende gespielt hätten, in der sie als vollkommene Meister vor die erstaunten Augen des Publicums getreten sind. Ihr Dasein, so lange sie unter uns weilen, scheint nur auf eine kurze Dauer oder, sagen wir richtiger, Dauerhaftigkeit berechnet zu sein, denn entweder verlieren sie sich kurz nach ihrem Erscheinen in den verhüllen-

den Staubwirbeln des alltäglichen Lebens, ohne daß man erfährt, wohin sie ihre geheimnißvolle Laufbahn gerichtet, oder sie treten gezwungen aus dem usurpirten Kreise, indem die öffentliche Gewalt ihrem geheimen Wirken ein unerwartetes Ziel setzt. Diese Erscheinungen sind gar nicht so selten, wie man wohl denken und wünschen sollte; man braucht nur die öffentlichen Blätter der Zeit, die nach allen Orten der Welt fliegen, zu lesen, und man wird darin häufig genug das kurze Dasein von solchen Personen angedeutet finden, allein man achtet in entfernteren Kreisen nicht allzusehr darauf, oder sie interessiren in der Regel nur kurze Zeit den aufmerksamen Leser, dem sie eben so plötzlich spurlos verschwinden, wie sie ohne Ankündigung gekommen sind.

Man weiß eigentlich nicht, ob man an diesen hier und da auftauchenden räthselhaften Subjecten mehr ihre schlaue Betriebsamkeit oder ihre verbrecherische Vollendung anstaunen soll. Mit den Fortschritten der Zeit, in der sich die Intelligenz in gleichem Schritt mit der Leistungsfähigkeit im Guten und Bösen entwickelt, haben sich auch diese Abenteurer zu einer Art von Riesen moralischer und speculativer Raffinerie emporgearbeitet. Früher begnügten sie sich, als Taschenspieler, Tanzlehrer, in höheren Cirkeln beliebterweise als Sprachmeister aufzutreten. Allmälig wurden sie feiner und gebildeter, reicher und vornehmer, sie führten sich in die große Gesellschaft ein und verstanden es, sich zu Liebhabern von schönen Wittwen, zu Anbetern gelangweilter Frauen oder leichtsinniger Töchter begüterter Eltern aufzuschwingen. Heutiges Tages endlich sind sie zu ihrer vollen Größe aufgewachsen, und kein Unternehmen, kein Meisterstück, mag es so schwierig oder gefährlich auszuführen sein, wie es will, schreckt diese erfindungsreichen Geister zurück, sie versuchen mit wahrer Tollkühnheit ihr Glück, und dies Glück — die seltsamste Gabe des launenhaften Schicksals — steht ihnen oft genug lächelnd zur Seite.

Ein solcher fabelhafter Mensch war seit dem letzten Frühjahr plötzlich auch in der Residenz aufgetreten, von welcher wir in diesen Blättern schon öfter gesprochen haben. Eines Tages war er als fremder Reisender in einen der glänzendsten Gasthöfe eingekehrt, und hatte sogleich durch großen Aufwand — das am schnellsten wirkende Mittel zu gewissen Zwecken — die Blicke der Menschen auf sich gezogen. Niemand wußte, wer er war, woher er kam, was er trieb, als höchstens die Behörden, die seinen Paß gesehen, und der Gasthofsbesitzer, der seine glänzenden Goldstücke in Empfang genommen hatte. Nach einigen Tagen indeß erfuhren schon einzelne Neugierige, die sich um neue und auffallende Persönlichkeiten lebhafter zu kümmern pflegen und in diesem Falle einen dienstfertigen Kellner gefragt hatten, daß er ein Graf aus Ungarn, Dalmatien oder irgend woher aus dem Süden sei, daß er viel Geld und Geldeswerthe Sachen besitze, daß er sich längere Zeit am Orte aufzuhalten, aber bis jetzt noch nicht habe merken lassen, was er zu treiben gedenke. Man zerbrach sich übrigens weiter nicht den Kopf über ihn, denn man war es schon gewohnt, vornehme und reiche Fremde in diesen Gasthof einkehren zu sehen, allein man erfuhr doch einige Tage später seinen Namen und Stand — wenigstens den, unter welchem er auf seinem Passe, den man für gut befunden, aufgeführt war. Er nannte sich Graf Zaretta. Ein Graf Zaretta aber war für viele Menschen, deren Ohr einen schön klingenden Namen gern hört, und die alle Diejenigen hübsch und interessant finden, die Gold in Menge haben und aus der Fremde kommen, eine augenscheinlich bedeutende Persönlichkeit. Man verbeugte sich vor ihm, wenn er bei Tafel erschien, man entdeckte immer mehr wahrhaft Vornehmes und Ausgezeichnetes an ihm, und endlich ward es als ausgemachte Sache angenommen, daß er Das sei, für was er sich ausgab, wenigstens hatte man keine Ursache, ihn für weniger zu halten, als für

einen ganz respectablen Reisenden und einen liebenswürdigen Cavalier.

So waren einige Wochen verstrichen, da nahm die Sache schon eine andere Wendung. Der Herr Graf hatte mit Hülfe eines bewanderten Lohnbedienten eine prachtvolle Wohnung gefunden und den Gasthof mit derselben vertauscht. Die alltäglichen Gäste in jenem erfuhren auf Befragen, daß der Herr Graf ausgezogen sei und eine beliebige Zeit als Privatmann in der großen Stadt zu verweilen gedenke.

Wiederum war eine Woche vergangen, und in bedeutenderen Kreisen der Gesellschaft hatte sich eine neugierige Schaar gefunden, welche auf das Treiben des aus dem Gasthofe verschollenen Grafen anderweitig aufmerksam geworden war. Man hatte ihn in der Fremdenloge der Oper wahrgenommen und sein fremdartiges Wesen, seine Kleidung, seine im Ganzen und Einzelnen glänzende Ausstattung bewundern müssen. Dann und wann hatte man an seiner weißen Hand einen kostbaren Brillant blitzen gesehen, dem Thürsteher hatte er einen Ducaten Trinkgeld gegeben und verschiedenen Bettlern auf offener Straße einen Thaler in den Hut geworfen. Namentlich war Letzteres auf öffentlichen Spaziergängen geschehen, wo die dunkle Gestalt des Unbekannten von Zeit zu Zeit auftauchte und stets von einem ausländischen Diener in auffallender Kleidung begleitet war.

Acht Tage später war er schon in den luxuriösesten Läden der Stadt erschienen und hatte kostbare Gegenstände, Möbel, Juwelen, Schmucksachen und jenes tausendfältige Allerlei gekauft, womit man sich selbst und eine Haushaltung mehr zu überladen, als zu schmücken gelernt hat. Alle diese Bedürfnisse hatte er stets mit klingendem Golde bezahlt.

Nach einiger Zeit hatte er verschiedenen Bankiers seine Aufwartung gemacht, vortreffliche Wechsel präsentirt und ein schönes Geld mit in seine Behausung genommen. Dann und

wann war auch einem oder dem anderen Geldmanne eine Empfehlung, ein Brief und dergleichen von einer vornehmen Person zu Gesicht gekommen, wodurch sich allmälig das Dunkel zu lichten begann, welches Person und Herkunft der seltsamen Erscheinung umgab. Man bezeichnete ihn bald als einen aus Oesterreich vertriebenen Ungar, der sich zu tief in die politischen Händel seines Vaterlandes eingelassen, bald für einen in Unfrieden mit der russischen Regierung lebenden Polen, oder einen jener freiheitsliebenden Italiener, die gezwungen ihre schöne Heimat mit dem kalten Norden haben vertauschen müssen. So viel aber hatte man endlich als gewiß ausgewittert, daß er eine bedeutende Person, bedeutender vielleicht sogar, als er erscheine, insonderheit aber ein reicher, unabhängiger Graf sei, der in dieser Residenz gerade lebe, weil es ihm daselbst gefalle, und so lange darin leben werde, wie es seiner gräflichen Laune belieben dürfte.

Anfangs hatte der reiche Graf still für sich und fast ganz ohne Umgang gelebt, allmälig aber war er aus seinem Stillleben herausgetreten und hatte sich an die Luft des Weltlebens gewagt. Er hatte bei diesem oder jenem großen Herrn einen Besuch gemacht, war freundlich empfangen und bald zu größeren oder kleineren Gesellschaften eingeladen worden. Viele, auf fremde Erscheinungen wahrhaft versessene, Neugierige hatten ihn da gesehen und sprechen gehört, und mußten sich gestehen, daß dieser ausländische Graf eine vorzügliche Eroberung für die höhere Gesellschaft sei. Denn er verstand es vollkommen, sich wie ein geborener Cavalier zu benehmen, sprach wenig in seinem artig klingenden gebrochenen Deutsch, war mäßig im Essen und Trinken und spielte wie ein ächter Philosoph, der weder den Gewinn übermäßig liebt, noch den Verlust ängstlich fürchtet und der es versteht, durch zeitig angebrachte Aufmerksamkeiten die Herren, und durch reichlich gespendete Gaben die Diener zu bezaubern. So war denn der

Graf Zaretta allmälig ein geachteter, in manchen Kreisen sogar beliebter Mann geworden. Daß er ein politisch etwas compromittirter Ausländer war, hatte man ihm längst verziehen, bei Vielen hatte dieser Umstand sogar beigetragen, ihn in gewissem Sinne populär zu machen, denn in einer von Hunderttausenden erfüllten Stadt giebt es Tausende von Menschen, die dergleichen gewiß unschuldig Geprüfte und Verfolgte bemitleiden, lieben, suchen und auf alle Weise zu tragen sich bemühen. Graf Zaretta hatte sich also in kurzer Zeit schon ziemlich fest in den Sattel der Gesellschaft zu setzen gewußt, was stets eine Staffel zu höherer und allgemeinerer Geltung ist. Dieser alle Tage fester werdende Sitz schien für ihn etwas ungemein Behagliches zu haben. Auch betrug er sich demgemäß, wie viele vornehme, reiche und unbekannte Menschen sich betragen; er war stets zuvorkommend, bescheiden, niemals prahlerisch und fern von aller Heuchelei; namentlich aber war er aufrichtig im Bekennen seiner Sünden und Gebrechen, die, wie man weiß, einem jeden jungen Manne aus der gewählten Gesellschaft der Welt ankleben.

Was seine Persönlichkeit anbelangt, von der wir dem Leser doch eine Vorstellung geben müssen, so war sie, zumal für den oberflächlichen Beobachter, eine ziemlich angenehme. Mit tiefer Blickenden oder Dringenden, das heißt mit Leuten, deren Augen nicht vorn am Kopfe, sondern mitten im Kopfe zu sitzen scheinen, war er noch nicht in Berührung gekommen, er pflegte sogar Männer aus gewissen Klassen der höheren Bildung geflissentlich zu vermeiden, und er war offenherzig genug, einzugestehen, daß seine Erziehung, seine Kenntnisse und Erfahrungen ihn wohl befähigten, mit dem jungen Adel und den Lebeleuten umzugehen, daß sie aber leider nicht hinreichten, mit gleichem Glanze den Buchstaben- und Gedächtnißmenschen, den stets zur Krittelei geneigten Gelehrten, gegenüberzustehen. Daß er nicht gern mit Ausländern verkehrte,

war eine bei ihm sehr natürliche und leicht erklärliche Thatsache, wenn man seine politischen Antecedentien im Auge behielt. Mit Ungarn zum Beispiel mochte er nun gar nicht in Berührung gerathen, denn die wichen in ihren Ansichten und Gesinnungen allzuweit von seiner gemäßigten und blos für liberal sich darstellenden Anschauungsweise ab. Den Gesandten seines Vaterlandes — mochte dies nun Ungarn, Dalmatien oder Italien sein — konnte er nicht besuchen, um sich nicht bei den betreffenden Regierungen in mißliebige Erinnerung zu bringen; er hoffte aber mit seinen Mitteln und außerordentlichen Empfehlungen von vornehmen Leuten und Geldmännern auch ohne sie fertig zu werden, zumal er nicht beabsichtige, sich bei Hofe vorstellen zu lassen, vielmehr das Leben eines einfachen und unabhängigen Privatmannes dem glänzenden Leben eines Höflings bei Weitem und aus natürlicher Neigung vorziehe.

Doch wir wollten von seiner Persönlichkeit sprechen, und so schildern wir ihn denn hier, wie er sich den bewundernden Augen des großen Haufens darstellte. Er war ein Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren und mittlerer Größe, mehr fein und geschmeidig, als stark gebaut. In seinem ganzen Wesen sprach sich eine gewisse nervöse, sogenannte südliche Constitution aus, die dann und wann das vaterländische Feuer, die seiner Nation angeborene Leidenschaft durchblicken ließ. Er hatte schönes, glänzendes, fast bis auf die Schultern herabwallendes Haar, auf dessen Pflege er außerordentliche Sorgfalt verwandte, nicht minder auf seinen starken Bart, der sein ganzes Gesicht einrahmte und am Kinn mit einem in der vornehmen Gesellschaft nicht allzubeliebten Ziegenbart schloß. Ihm stand dieser Wald von Haaren indessen ganz natürlich, und da er ein Ausländer war, konnte man ihm diese kleine Abweichung von der Sitte des Tages schon vergeben. Seine Augen waren ziemlich klein, scharf geschlitzt und hatten

beinahe etwas Tartarisches in ihrer Form, denn die äußeren Winkel derselben liefen, wenn er ruhig blickte, in eine leise nach oben geschweifte Linie aus. Die Farbe dieser kleinen Augen war, wie einige Damen sagten, rabenschwarz, gleich Bart und Haar, bisweilen aber glühten sie flammenartig, und dann war seinem Blicke stets etwas düster Unheimliches beigesellt, was das Interessante seiner Erscheinung um ein Bedeutendes erhöhte. Seine Wangen, so viel von ihnen wegen des starken Bartes zu sehen war, hatten eine ächt aristokratische Farbe und Fülle, denn sie entbehrten jeder Rundung und Frische, die nur Zeichen eines philisterhaften Lebens sind, waren sogar sehr bleich und etwas eingefallen, wie bei einem Menschen, der durch geistige Arbeiten übermüdet oder durch übermäßigen Genuß des Lebens frühzeitig vertrocknet ist. Seine Nase hatte etwas ungemein Anziehendes, denn sie war das vorzugsweise Fremdländische in seinem Gesicht, und das ist für Leute aus der großen Gesellschaft, wie man weiß, keine geringe Empfehlung. Sie war nämlich ziemlich groß und dabei in einem stark convexen Bogen geschweift. „Er hat eine wahre kleine Judennase," hatte eines Tages eine kennerische Dame, die ihn wiederholt durch ihr Lorgnon im Opernhause betrachtet, geäußert, „aber das findet man ja oft bei diesen südländischen Herren," hatte sie beschönigend hinzugesetzt. Hände und Füße standen mit dieser feinen Erscheinung nicht ganz in vollkommenster Eintracht. Was die ersteren anbelangt, so waren sie allerdings von untadelhafter Weiße, mit glitzernden Ringen bedeckt, und entbehrten auch nicht jener gefährlichen Naturwaffen, die man Adlernägel nennt; indessen waren sie etwas größer und fleischiger gerathen, als man sie in der Regel unter den Bewohnern des Südens und namentlich unter der vornehmeren Rangklasse findet. Seine Füße aber endlich waren ihm selbst die unliebsamsten Theile seines ganzen Körpers; denn obwohl sie in außerordentlich feinen

lackirten Stiefeln steckten, so verriethen sie doch eine sehr ansehnliche Breite und Fülle, was der Herr Graf auf die Ungeschicklichkeit eines Pariser Operateurs schob, der, trotz seines bedeutenden Namens, leider seine Meisterschaft an ihm nicht bewährt habe. Der arme Graf war nämlich, wie er sagte, gleich dem großen Briten Lord Byron, von dem Mißgeschick betroffen, von der Mutter Natur mit sogenannten Plattfüßen begabt zu sein; diese wären in seiner Kindheit nicht so unförmlich gewesen — worin er wohl Recht haben mochte — erst durch besagte Operation hätten sie ein für alle Mal die angeborene Kleinheit verloren und ihre jetzige Fülle und Breite angenommen, eine Erzählung, die seinen Gönnern und Freunden Gelegenheit gab, sämmtlichen Aerzten, die sich was Rechtes dünkten, eine nicht allzu feurige Lobrede zu halten.

Was schließlich seine Kleidung betrifft, so hatte man sie stets und überall ungemein einfach, aber fein gefunden, denn sie bestand immer aus den modernsten Stoffen von schwarzer Farbe, weißen Glacéhandschuhen und einer Wäsche, wie man sie nur in Holland oder Rußland zu sehen bekommt.

Dies mag ein vorläufiges Bild seiner äußeren Erscheinung abgeben; dasselbe durch einzelne, mehr geistige Züge zu vollenden, werden wir späterhin Gelegenheit genug finden.

Nur noch Eins müssen wir erwähnen, was unseren Lesern vielleicht ungewöhnlich erscheinen mag, was wir in diesem Falle aber doch nicht umgehen können, da es ein scharfes Licht auf unsern neuen Bekannten, den Grafen, wirft. Wir müssen ein Wort von seinem Diener sagen, das heißt von seinem Kammer- oder Leibdiener, denn er hatte deren bei Gelegenheit sehr viele. Dieser Kammerdiener aber leuchtete allen Bewunderern des Fremdlings als ein seltenes Muster von treuer Anhänglichkeit, geschickter, beinahe dressirter Fingerfertigkeit und nie dagewesener Aufmerksamkeit vor. Er wich

fast nie von der Seite seines Herrn, und man fand ihn, wenn Besuch kam, stets im Vorzimmer desselben mit Lesen oder Schreiben beschäftigt, denn Herr Starozza — dies war sein Name — war ein sehr gebildeter Kammerdiener. Er allein wartete seinem Herrn bei Tafel auf, er allein brachte ihn an alle Orte, die er besuchte, und holte ihn von da ab; er allein wußte mit seinen Kleidern, in seinen Zimmern, seinen Schränken Bescheid, ja er besaß das Vertrauen seines Herrn in so hohem Grade, daß er sogar an die Casse desselben gehen und die Bedürfnisse des Tages daraus bestreiten durfte. Wie der Herr, ging auch der Kammerdiener stets in Glacéhandschuhen und lackirten Stiefeln einher, nur trug er einen reich mit Gold verbrämten Rock und bei feierlichen Gelegenheiten schwarze seidene Strümpfe, kurze Atlasbeinkleider und goldene Schnallen auf den Schuhen. An Alter, Größe, Gesichtsausdruck, Haltung, überhaupt in der ganzen äußeren Erscheinung bis auf das abweichend glatt geschorene Gesicht, war er dem Herrn Grafen sehr ähnlich, und das war nicht zu verwundern, da man sehr bald erfuhr, daß Starozza nicht allein ein Landsmann seines Herrn und mit ihm in gleicher politischer Lage sei, sondern daß er auch seit seiner Kindheit bei ihm gewesen, Alles mit ihm durchgemacht und Freud' und Leid mit ihm getheilt, also von seinem Wesen, seinem Aeußern, seiner Physiognomie alles Annehmbare angenommen habe, wie man Solches unter ähnlichen Umständen sehr häufig findet.

Daher schrieb sich denn auch, wie man leicht sehen konnte, die große Vertraulichkeit, die zwischen Herrn und Diener herrschte, eine Vertraulichkeit, die man selten erlebt und die hier oft einen so hohen Grad erreichte, daß man zweifelhaft sein konnte, wer dem Einen mehr Artigkeit erwiese, der Diener dem Herrn oder umgekehrt, denn sie gränzte bei dem Grafen bisweilen an Herablassung, bei dem Kammerdiener

nicht selten an Unverschämtheit, wie wir das später vielleicht auch noch zu beobachten Gelegenheit haben werden. —

Nachdem nun Graf Zaretta den Bewohnern der Residenz ein oder zwei Monate lang genug Stoff zur Beäugelung seiner Person und seines Lebens außerhalb seiner Wohnung gegeben, faßte er plötzlich den Entschluß, seine neuen Freunde auch in das Innere seines Hauses schauen zu lassen.

Es wurden die angesehensten, reichsten und liebenswürdigsten Gönner, anfangs in kleiner Zahl, zu dem Grafen eingeladen. Sie erschienen Alle voll Neugierde, den allbekannten guten Geschmack desselben auch in dieser Richtung kennen zu lernen. Hatte der Gesellschaftsgeber diesen Neugierigen eine Ueberraschung zu bereiten gedacht, so war ihm seine Absicht vollkommen gelungen. Denn wenn man den Ungar auch anständig wohnend, gut bedient und leckerhaft in seinen Genüssen zu finden erwartet hatte, einen solchen Glanz und Luxus in allen und jeden Dingen, vom Größten bis zum Kleinsten herab, hatte man keineswegs vermuthet. Man wußte nicht, ob man mehr den Geist der Anordnung und Aufstellung oder den Geschmack des reichen Auswählers aller dieser Dinge bewundern sollte.

Der Graf bewohnte die Bel-Etage eines neuen, großen Hauses in einer der belebtesten Straßen der Residenz. Das Erdgeschoß desselben war an einen Gutsbesitzer der Nachbarschaft vermiethet, der nur im Winter die Stadt mit seiner Gegenwart beehrte. Dieser Mitbewohner störte daher den Grafen durchaus nicht. Um aber auch von den etwaigen Miethern des zweiten Stockwerks nicht belästigt zu werden, war er so klug, dasselbe für sich selbst zu miethen, und obgleich es unter diesen Verhältnissen theilweise leer stand, so hatte der zeitige Besitzer doch nun Raum genug, um bei Gelegenheit etwa Freunde aus der Fremde oder bei ihm zurückbleibende Gäste zu beherbergen, was ihm stets ein großes

Vergnügen gewährte. Diese beiden Stockwerke nun, für die, wie bekannt, ein ungeheurer Miethzins gezahlt werden mußte, waren, ihrer äußeren Eleganz und Ausdehnung entsprechend, auch innerlich mit kostbaren Möbeln und zierlichem Schmuckwerk ausgestattet, und keiner der geladenen Gäste war im Stande, sich zu sagen, daß er besser, schöner und vornehmer wohne, als der ungarische oder dalmatische Graf, denn zwischen diesen beiden Völkerschaften schwankte die Abkunft desselben selbst in der Meinung seiner genauesten Bekannten späterer Zeit.

Auf breiten, mit Gas tageshell erleuchteten und mit herrlichen Teppichen belegten Treppen schritt man zum Herrn Grafen empor. Einige Diener in glänzender Livree empfingen auf dem oberen durch starke Thüren wohlverwahrten Corridor die ankommenden Gäste. Man ward in einen verzierten und hell schimmernden Vorsaal geführt, wo der Kammerdiener Starozza die Herren empfing. Von diesem Vorsaale aus wurden sie in die Empfangszimmer des Festgebers geleitet, der sie, auf der Schwelle eines mit rothen Sammettapeten, reichen Teppichen und Gemälden geschmückten Gemaches stehend, mit dem Hute in der Hand empfing. Anfangs schien Alles etwas ceremoniel herzugehen; als sich aber der Graf überzeugt, daß alle Eingeladenen versammelt waren, befahl er, die Thüren zu schließen und bat seine Gäste herzlich, alle Zurückhaltung abzulegen und sich nach Neigung und Gewohnheit, ganz wie bei sich zu Hause, zu vergnügen. Dieser mit aufrichtigster Miene gesprochene Wunsch wurde allseitig befolgt. Von diesem Augenblick an hörte aller Zwang auf. Man setzte sich, wo es Einem gerade behagte, spielte in diesem oder jenem Zimmer, was beliebte, und aß und trank vor allen Dingen von den köstlichen Speisen und Getränken, die in ungewohnter Fülle überall herumgereicht wurden. So hatte sich die Gesellschaft bald in viele kleinere getheilt; in dem

einen Zimmer wurde Whist, im anderen L'Hombre, im dritten Sechsundsechszig oder Domino gespielt. Dem Hazardspiel war der Graf bekanntermaßen abgeneigt, daher fand man gar keine Gelegenheit, damit in seinem Hause hervorzutreten, selbst wenn Dieser oder Jener Lust dazu bezeigt hätte. In einem besonderen Gemache aber, welches außerordentlich bequem mit Polstern, Tischen und vortrefflich brennenden Lampen versehen war, fanden Diejenigen, die sich keinem der Spiele widmeten, eine reichliche Auswahl der neuesten politischen und kaufmännischen Depeschen, alle möglichen Zeitungen und Journale und einen großen Vorrath aller neuen belletristischen Erscheinungen. In dieses stille und über alle Begriffe bequeme Gemach zog sich sehr bald ein Theil der Geladenen zurück, und wenn auch der Hausherr von Zimmer zu Zimmer und von Tisch zu Tisch eilte, um allen seinen Gästen gleiche Ehre zu erweisen, so ward er doch vorzugsweise von den Gesprächen, die hier geführt wurden, angezogen, denn hier saßen die vornehmeren Geldmänner, die natürlich ihr Fach ausbeuteten, um das auf den Comptoiren verlassene Geschäft an Ort und Stelle behaglicher fortzusetzen. In diesen Gesprächen zeigte es sich sehr bald, daß der Graf Zaretta ein durch und durch erfahrener und gewiegter Geschäfts- und Geldmensch sei. Er brachte Dinge zur Sprache, leitete das Gespräch auf Gegenstände über, die Vielen der Anwesenden fremd, Einigen sogar ganz unzugänglich waren, denn die Herren der Börse lieben es, wie andere Leute, einem alten Gewohnheitsschlendrian zu folgen und das Neue nur dann sich anzueignen, wenn es mit sichtbarem Nutzen verknüpft ist.

Nachdem auf diese Weise einige Stunden schnell und angenehm vergangen waren, wurde die Tafel angekündigt und von zwei schweigsamen goldbetreßten Dienern die Thür zum Speisesaal geöffnet. Die Versammelten waren erstaunt, ihre Erwartungen auch in dieser Beziehung übertroffen zu finden,

denn man speiste auch hier so zwanglos und glänzend, wie man behaglich gespielt und gesprochen hatte. Der Champagner war vortrefflich, die andern Weine, vorzüglich die Landsleute des Grafen, die Ungarweine, hochedel, und die Speisekarte führte noch einige feine Gerichte mehr vor, als die leckersten Herren einzunehmen gewohnt waren.

So schloß das erste dieser Feste zu allgemeiner Befriedigung, und die nächste Folge war, daß Graf Zaretta eine hübsche Anzahl nobler Leute mehr auf die Liste seiner ihm mit Leib und Seele ergebenen Freunde setzen konnte. In der That, für so reich und liebenswürdig, wie er sich an diesem ersten Abend gezeigt, hatte man den Grafen nicht gehalten, so viel Gewandtheit, Bildung und Interesse an Allem, was die Welt bewegt, hatte man ihm nicht zugetraut. Es war also natürlich, einen solchen Mann mit Vertrauen und Zuvorkommenheit zu überhäufen, ihn in immer weitere und mächtigere Kreise zu bringen und die Zahl seiner Gönner und Freunde zu vermehren, was sich denn auch dadurch am klarsten herausstellte, daß das zweite noch glänzendere Fest in seinem Hause von neuen und noch angeseheneren Männern besucht war.

Daß mit diesen Freunden auch der Credit des Grafen zugenommen hatte, versteht sich von selbst, denn der Credit beruht ja auf Anerkennung des Leistungsvermögens eines Menschen, und wer viele, noch dazu reiche und vornehme Freunde hat, wird auch an solchen keinen Mangel leiden, die ihm den Glauben schenken, nach Art seiner Ausgaben lasse sich am richtigsten seine Einnahme berechnen, und so hoch er sich selbst taxire, könne man auch an ihn den goldenen Maaßstab legen.

Allmälig aber nahmen des Grafen Abendgesellschaften, die er regelmäßig in der Woche zweimal gab, einen ganz besonderen Character an, und das geschah auf eine so fein be-

rechnete und natürliche Weise, daß Niemand eine Absicht dahinter vermuthen konnte. Er hatte sich nämlich die bestimmten Kreise gemerkt, die zusammen hielten und paßten, und um es diesen selbst angenehmer zu machen, fing er an, diese Kreise, die indessen bald wuchsen, immer allein zu sich einzuladen. So war es denn eine leicht erklärliche Thatsache, daß sich die Börsenmänner zu den Börsenmännern, die Cavaliere zu den Cavalieren, die Schöngeister zu den Schöngeistern und die eigentlichen Schmarotzer zu den Schmarotzern gefunden hatten, und es däuchte diesen besonderen Cliquen eine ganz behagliche Einrichtung, sich tagweise bei dem überaus liebenswürdigen Grafen allein zu treffen. Das Trauliche und Ersprießliche dieser kleinen Versammlungen war so in die Augen springend, daß man sich gegenseitig über diese neue Erfindung Glück wünschte und dem Wirthe Complimente machte, die zu verdienen derselbe gar nicht die Miene annahm, da es sich ja von selbst verstehe, daß sein bescheidenes Haus dem Vergnügen seiner lieben Gäste gewidmet sei.

Daß sich in diesen einzelnen von dem größeren und glänzenderen Verkehr getrennten Kreisen nach und nach eine überaus gemüthliche Uebereinstimmung der verschiedenen Persönlichkeiten, eine herzliche Vertraulichkeit im Gespräch und ein innerer Austausch der Ansichten entwickelte, die sich auch auf die hie und da vorgeschlagenen Vergnügungen erstreckte, bis sie zuletzt in dem, sich wie von selbst ergebenden Spiele ihren Gipfelpunct fand, war eine ganz naturgemäße Erscheinung, wenn man das verführerische und allem künstlichen Ceremoniel abgeneigte Wesen solcher kleinen Verbindungen vor Augen hat. Man fand es von Zeit zu Zeit ganz amüsant, ein wenig zu hazardiren, eine Liebhaberei, an welcher der Graf persönlich keinen Gefallen zu finden schien, denn er hielt sich zuerst nur als Zuschauer an den Tischen auf. Allmälig aber wirkte das Gift der Verführung auch auf den starken Geist

des Ungarn, und er mußte die traurige Erfahrung machen, daß der Neuling in diesem Zweige der Cultur erst schwierige Proben ablegen müsse, bevor er reif genug sei, zum Ritter geschlagen zu werden. Er verlor ganz hübsche Summen, ein Unglück, welches seine Popularität nur noch vermehrte, da es hinreichend Gelegenheit bot, ihn in seinem philosophischen Gleichmuth zu bewundern.

Man hätte nun meinen sollen, daß der Herr Graf aus der großen Zahl seiner rasch gewonnenen Freunde sich ganz besondere Lieblinge erkoren hätte, allein dem war nicht so, wenigstens verging eine lange Zeit, bevor irgend Einer einen sichtbaren Vorzug vor den Uebrigen zu genießen so glücklich war. Der Herr Graf schien in diesem Puncte sehr vorsichtig und wählerisch zu sein, was abermals seine Lebenserfahrung in das hellste Licht stellte und seine Menschenkenntniß günstig beurtheilen ließ. Er legte viel Gewicht auf seinen intimen Umgang, der weisen Lehre eingedenk, daß man von diesem auf den Character des Menschen selbst schließen könne. Am allerwenigsten aber warf er sich an Geringere, auf einer niedrigeren Lebensstufe Stehende weg, als er selber war. Er bewahrte seinen Adel, seine Sitten und Gewohnheiten rein von allen Flecken, denn er pflegte oft zu sagen, daß der wahre Edelmann durch Nichts mehr entadelt und befleckt werden könne, als durch den Verkehr mit Menschen, denen Gott die Einsicht versagt habe, zu unterscheiden, was Edelmann und was Nichtedelmann sei. Daß er übrigens die Flach- und Schwachköpfe vermied, ließ sich von einem so fein gebildeten und klugen Mann nicht anders erwarten. Er hatte einen wahren Groll auf Menschen geworfen, die Nichts gelernt hatten als ihre Muttersprache und einige Manieren, die in der oberflächlichen Beurtheilung der Menschen gewöhnlich überschätzt werden und eigentlich nur die äußeren Formen des Lebens, nicht aber das Wesen der Bildung betreffen und

berühren. Er selbst sprach fast alle neueren Sprachen mehr oder minder richtig, namentlich aber war ihm das Französische, Englische und Italienische sehr geläufig. Mit seinem Kammerdiener jedoch unterhielt er sich in einer Sprache, die Niemand verstand, höchst wahrscheinlich war es Ungarisch oder Dalmatisch. Schließlich verkehrte er nur mit solchen Leuten, deren finanzielle Verhältnisse sich in durchaus geordnetem Zustande befanden; Schuldenmacher, Leichtsinnige, verschwenderische Habenichtse zog er nie in seine beglückende Nähe. Diese Leute, bemerkte er einst, seien das wahre Unkraut unter den Edelleuten. Sie mästeten sich auf Kosten der ehrlich Strebenden, der redlich Vorwärtstrachtenden, sie gäben in der Regel nur den Hemmschuh für Diejenigen ab, die gutmüthig oder leichtsinnig genug wären, sich mit ihnen zu verbinden. Daher suchte er am liebsten die Gesellschaft von Söhnen solider Familien auf, deren Besitz unzweifelhaft war, die von der Zukunft etwas Großes zu erwarten hatten, also mit Hoffnung in dieselbe blicken konnten. Jene Leichtsinnige, Habenichtse, Glücksritter und Abenteurer, erzählte er eines Abends, hätten sich in allen Ländern der Welt schaarenweise um ihn gedrängt, denn dergleichen Gewächs sei nur zu leicht geneigt, jeden reichen, jungen fremdzüngigen Mann für seines Gleichen zu halten; mit Solchen zu verkehren widerstreite seiner Neigung, seiner ernsteren Geistesrichtung, seinem Character, wie denn auch seine Erzieher ihn frühzeitig vor denselben gewarnt hätten. Er wolle durchaus und überall nur mit den Besten der gesitteten Völker Bekanntschaft machen, und das seien ihm immer die Söhne wirklich edler Väter, Mitglieder begüterter Familien gewesen; der an Grundbesitz reiche Edelmann sei eigentlich allein Edelmann, weshalb es auch sein eigenes höchstes Bestreben sei, seine Güter durch die Gnade seines Monarchen wieder auszuwirken, dann auf das Schloß seiner Väter zu ziehen und eine Art Hofstaat Gleichgesinnter

um sich zu versammeln, um mit ihnen wahrhaft philosophisch, das heißt, weise und glücklich leben und wirken zu können. Mit solcherlei Phrasen und Aussprüchen bezauberte Graf Zaretta seine Zuhörer, und da er ihnen dabei herrlichen Wein zu trinken und vortrefflich zubereitete Speisen zu essen gab, so galt sein Wort bald für das unantastbare Evangelium eines wahren und unvergleichlichen Edelmanns.

Um aber zum Schlusse der Schilderung seines äußerlich zur Schau getragenen Characters zu gelangen, müssen wir noch zwei besonderer Antipathien gedenken, von denen er eine offen an den Tag legte, die andere aber fast ängstlich verbarg und nur aus der Praxis schließen ließ. Abgesehn von seiner schon erwähnten Abneigung gegen Diplomaten, von denen er behauptete, daß sie die Verhältnisse der Staaten und Personen, anstatt zu ordnen und zu befestigen, nur noch mehr verwickelten, liebte er ganz und gar nicht die Gelehrten vom reinsten Wasser. Das seien Buchstaben- und ärmliche Gedächtnißmenschen, sagte er, die immer den Character, den Verstand und den Standpunct der Menschen nach Sylben berechneten, Spürhunde, die stets auswitterten, wo und bei wem man in die Schule gegangen, trockene Geschäftsleute mit verkümmerten Herzen, die der lebensvollen Jugend keine Rechnung trügen und das Leben nach einer gedruckten Schablone behandelten und beurtheilten. Diese Männer verdüsterten nur ihre Zeit, anstatt sie aufzuhellen; auch trügen sie den Keim des Zwiespalts in die Geselligkeit, denn nur wer zu ihrer Fahne schwöre, nach ihrem Sinne denke, handle und hauptsächlich spreche, sei in ihren Augen ein practischer Mensch, während doch gerade die Praxis dieser Leute darin bestehe, daß sie die allervertrocknetste, kälteste und unbrauchbarste Theorie sei.

Die Gelehrten also waren von dem Umgange des Herrn Grafen Zaretta ausgeschlossen, er vermied sie sichtlich und aus

Princip, wie er sagte, sie erregten seine Galle, wo er sie sähe, und er begreife einen lebensgewandten Menschen nicht, der aus ihren geistlosen Belehrungen Geist und Leben saugen wolle. Daß also kein Mensch, der einem Gelehrten auch nur von ferne glich, in sein Haus gelassen ward, versteht sich von selbst, mochten diese Gelehrten nun Alterthumsforscher, Sprachkenner, Naturforscher oder reine Denker und Philosophen sein.

Die zweite Antipathie dagegen, die er nicht so offenbar zur Schau trug, wahrscheinlich, weil man ihm nicht so allgemein beigestimmt hätte, war seine Abneigung gegen Offiziere. Der Soldatenstand überhaupt hatte etwas Widerwärtiges für sein feines aristokratisches Gefühl. In ihm sah er den Gipfel der verhaßten polizeilichen Gewalt, die Brutalität der Menschheit, trügerisch genug unter einem glänzenden Paradeanzug versteckt. Dem rauhen Commandoruf eines militärischen Vorgesetzten gehorchen zu müssen, lag nicht in seiner weichen, hingebenden Natur, das pünctliche Unterordnen eines oft geweckteren Geistes unter den tyrannischen Willen eines oft nur von der Weltbildung oberflächlich beleckten Haudegens war ihm ein Gräuel. Sein ganzes Wesen, seine Bildung, seine Moralität sträubten sich instinctartig dagegen. Diese Leute, ewig mit der Faust am Degengriff, waren durchaus widerwärtige Leute, der Geist der Duldsamkeit und Bildung war noch nicht in ihre stählernen Reihen gedrungen, sie standen noch auf der Stufe des Anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts und hatten die Fortschritte der Welt und des Zeitgeistes sich noch nicht zu eigen gemacht. Ein Offizier endlich, sagte er einmal in vertraulichem Kreise, wo sämmtliche Anwesende Gegner des beregten Standes waren, sei eine in Stahl gekleidete Puppe, die irgend wo einen unsichtbaren Faden an sich trage oder hinter sich herschleppe. Habe man das Unglück, zufällig einmal diesen Faden zu berühren, auch nur ganz leise, so finde dasselbe Manöver statt, welches die Kinder an einem Glieder-

mann durch Anziehen des bekannten Fadens hervorriefen: Beine und Arme erhöben, das Gesicht verzerre sich und die gemüthliche Ruhe sei gestört, es gehe das Hantiren und Schlagen los. Das Schlagen aber sei eine Institution vergangener Zeiten, civilisirte Nationen schafften sogar unter Verbrechern das Prügeln ab; daß es in anderer und wenn auch veredelter Form noch unter Männern höherer Lebensstellung stattfinde, sei ein Beweis, daß diese Männer noch nicht den Culturgrad der Jetztzeit erreicht hätten. Einem Offizier also, einem mit solchem unsichtbaren Faden versehenen Gliedermann müsse man wie einem wilden Thiere aus dem Wege gehen. Der Gescheidteste sei immer und jedenfalls Derjenige, der gar kein Auge, kein Ohr, kein Herz für sie habe. Er für seine Person habe es noch immer glücklich vermieden, den verhängnißvollen Faden zu berühren, und um auch ferner das Leben in Ruhe und philosophischer Behaglichkeit zu genießen, werde er ihn stets zu vermeiden trachten.

Wenn nun trotz dieser persönlichen und so wohlbegründeten Abneigung gegen den Stand und die Streitfertigkeit des Offiziers, Graf Zaretta dennoch später mit einzelnen Männern dieser Art in Berührung trat, so waren diese entweder Ausnahmen von der allgemeinen Regel, gesittete, in ihrem Lebenswandel geregelte, mit Geld hinreichend versehene Edelleute, oder es ging ihm, wie es allen warmblütigen, gutherzigen Menschen bisweilen ergeht: er wich von seinen Grundsätzen ab, um den alten Ausspruch zu rechtfertigen, daß keine Regel ohne Ausnahme sei und daß oft das Herz dahin reiße, wovor der Verstand warne, daß er also mit einem Worte mehr ein Gefühls- als ein Verstandesmensch sei und auch einmal aus Versehen unklug handele, wie alle jungen Menschen.

Hat der Leser nun klar genug den Character, den Nimbus, das Wesen des Grafen im Allgemeinen erkannt? Wohl, so werden wir jetzt Gelegenheit haben, ihn im Einzelnen, Be-

sonderen näher kennen zu lernen, denn dieser Graf Zaretta war es ja, der aus unbekannten Ländern vom Schicksal herbeigeführt zu sein schien, um das Verhängniß, welches über der Familie Brandau schwebte, zu erfüllen und dem alten Vater so viel Sorge und Kummer zu bereiten, als ihm bisher keiner seiner Söhne bereitet hatte.

Zweites Kapitel.

Eine verhängnißvolle Bekanntschaft.

Erst zwei oder drei Monate waren nach der Ankunft des Grafen Zaretta in der Residenz verflossen, als er auch schon anfing, seinem bisher nur dem Genusse und den Freuden der Welt gewidmeten Leben ein Ende zu machen, und dieser Welt zu beweisen, daß er auch zur Ausführung von wichtigeren und schwierigeren Dingen von Gott die Befähigung erhalten habe. Und in der That, die mit ihm verkehrenden Herren, von denen so Mancher ein Nichtsthuer war, hätten ein Beispiel an seiner Thätigkeit nehmen können, denn er entwickelte einen Eifer, eine Umsicht und eine Geschäftskenntniß, im Bereiche seiner verschiedenen Unternehmungen, die wahrhaft erstaunlich waren und Angesichts welcher man eingestehen mußte, daß dieser Graf die Fähigkeiten und Talente von wenigstens zehn Kaufleuten in seiner Person vereinige. Jedoch fing er sehr langsam, aber mit schnell wachsender Intensität zu operiren an, so daß Mancher, der von dem Beginn seiner Geschäfte nichts wußte, bald in Erstaunen gerieth, wie ein auf dem gewählten Grund und Boden nicht einmal heimischer Mann eine so vollkommene Kenntniß der verschiedenen Handels-

zweige und Personen an Ort und Stelle zu zeigen im Stande sei.

Der Graf schien nämlich eine große Liebhaberei an gewissen Privatspeculationen zu finden. Er begann damit als Dilettant, wenigstens sagte er so, aber bald bewies er sich als Meister in dieser Gattung. Er kaufte und verkaufte, tauschte und handelte alle und mit allen möglichen Dingen und Gegenständen. Anfangs nur mit Pferden und Wagen, mit Juwelen und Gemälden, dann mit Häusern und Gärten, endlich mit Landgütern und Wäldern, und stets war der Gewinn seines Geschäfts so gut wie gesichert, wenn er es zu unternehmen begann. Eine ungemein seltene Gewandtheit im Umgehen mit Zahlen und Preisen, vorzüglich aber ein scharfer Blick in die vorliegenden Verhältnisse und eine richtige Beurtheilung der mit ihm handelnden Person machten jeden seiner Schritte erfolgreich, niemals bot er auf einen Gegenstand, der nicht das Doppelte von Dem werth war, was er bot, und da seine Zahlungen immer außerordentlich pünctlich und niemals mit Mäkeln oder einem gewissen Schacher geleistet wurden, so war Jedermann mit ihm zufrieden, denn es ist den Menschen in der Regel gleichgültig, aus wessen Händen er Geld empfängt, wenn er es nur in klingender Münze und zur rechten Zeit erhält.

Aber dabei blieb der kluge Graf nicht stehen, seine Thätigkeit erstreckte sich auf weitere Felder. Scheinbar auf Zureden seiner vielen Freunde — denn alle seine bisherigen Geschäfte hatten einzig und allein unter seinen näheren Bekannten stattgefunden — entschloß er sich zu dem, seinem Ehrgefühl ungemein schwer erscheinenden Schritt, die Börse zu besuchen, nicht als Kaufmann, denn das war er ja nicht, sondern als Privatspeculant. Er kaufte allerlei Gegenstände auf, Getreide, Spiritus, Zucker, endlich Papiere, aber stets zu so richtiger Zeit und in so angemessener Ausdehnung, daß der

Gewinn immer auf seiner Seite blieb. Jetzt gingen den speculativsten Köpfen seiner Bekanntschaft über den sichtbaren Wachsthum seines Vermögens die Augen auf. Denn diese Art Geschäfte versuchte er sicher nicht zum ersten Male in seinem Leben, er hatte jedenfalls wo anders schon seine kaufmännische Laufbahn begonnen und eine tüchtige Schule durchgemacht. Er mußte brave Lehrer gehabt haben, denn von einem Schüler war er zu einem Meister aufgeschossen, der seinen Erziehern Ehre machte. Diese gute Schule und das große Talent, mit welchem sie ausgebeutet wurde, erregte bei Vielen den sehnlichsten Wunsch, mit dem Grafen in Gemeinschaft zu operiren und Theilnehmer seiner Erfolge zu werden. Und in der That, die Leute dieser Gattung hatten keinen üblen Gedanken gehabt, denn jedes Geschäft, an welchem sich Graf Zaretta betheiligte, war ein gemachtes Geschäft, so daß sein Vermögen alle Tage im Zunehmen begriffen war. Immer öffentlicher, dreister, kühner ward nun das bekannt gewordene Tagewerk betrieben, und je größer das Glück, um so solider der Ruf, den der ungarische Herr sich erwarb.

Einen aufmerksamen Beobachter hätte es dabei in Verwunderung setzen müssen, wie genau die Kenntniß des öffentlichen Ganges der Geschichte, der Politik und des Handelswesens war, die diesem Manne zu Gebote stand. Keiner war früher als er von der Ankunft einer wichtigen Depesche unterrichtet, Niemand wußte so genau, was in Paris oder Petersburg, in London oder Wien in diesem Augenblicke gedacht oder bezweckt wurde. Diese Kenntniß, die gleichsam als eine Art divinatorischer, magnetischer Kraft an ihm hervortrat, setzte in Erstaunen, wenn man später erkannte, wie sicher und fest Graf Zaretta auf die Wahrheit dieser oder jener ihm zu Ohren gekommenen oder nur vermutheten Dinge gebaut hatte. Ohne allen Zweifel mußte er weitverzweigte unbekannte Verbindungen an allen Höfen, in allen Staaten, allen großen

Handlungshäusern haben, denn sonst wäre seine Combinationspraxis nicht zu begreifen gewesen. Wenn man darüber mit ihm sprach oder unter dem Deckmantel eines Glückwunsches eine unschuldige Frage that, so lächelte er ganz bescheiden, ohne weder das Gefragte zuzugeben noch ihm zu widersprechen, so daß er unbewußt selbst zu dem allgemein rege gewordenen Glauben beitrug, daß seine Macht eine unbegränzte, seine Kenntniß der Dinge dieser Welt eine ganz ungewöhnliche sei. Seine Verbindungen wurden daher immer umfangreicher, seine Freundschaften wuchsen mit seinem Glücke, und zuletzt gab es ihrer Viele, die es sich nicht allein zur Ehre schätzten, sondern auch ihres eigenen Vortheils halber danach geizten, mit dem räthselhaften reichen Fremden auf irgend eine Weise in Berührung zu treten.

Nur eine im Ganzen geringe Zahl vorsichtiger, gewiegter, klar und ruhig urtheilender Geschäftsleute gab es, die über dies beispiellose Gebahren die Köpfe schüttelten; ihnen kam das Ding nicht ganz geheuer vor. Denn daß so ein junger, höchstens einige dreißig Jahre alter Mensch so viel wissen und kennen, solche unumstößliche Erfahrungen besitzen sollte, wie hundert Andere zusammengenommen kaum, das wollte weder ihrer Eitelkeit noch ihrem Verstande einleuchten. Diese zuckten die Achseln, wenn von dem reichen Manne die Rede war, wiesen alle Geschäfte, die ihnen von Diesem oder Jenem mit ihm angeboten wurden, von der Hand und begnügten sich, dem wunderbaren Treiben ruhig abwartend aus der Ferne zuzuschauen. Einige allzu Vorsichtige ließen sich sogar herbei, eine dunkele Warnung in Gestalt einer Prophezeihung auszusprechen, daß das Glücksrad nicht lange so fortrollen werde und könne, denn das Glück des Kaufmannes, möge er nun mit Seife oder Gold handeln, sei wandelbar, ein einziger Rechnungsfehler, im Kopfe oder Buche, sei hinreichend, eine große Summe nicht stimmen zu lassen oder

hundert Procent Gewinnst in hundert Procent Schaden umzuwandeln — und was dergleichen verfängliche Redensarten mehr waren.

In diese Zeit etwa, es war im Monat Mai, und der Lenz des Jahres war auch die Blüthezeit des Grafen Zaretta in der Residenz, fiel die Bekanntschaft desselben mit dem Baron Alfred von Brandau. Im Allgemeinen kennt der Leser denselben schon, sogar manches Einzelne haben wir bereits über ihn berichtet, von seinem Leben in der Residenz aber dürfte noch Folgendes nachzutragen sein. Alfred von Brandau war ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, der einem Manne von vierzig ähnlich sah. Diese frühzeitige Reife verdankte er nicht allein seinem reichlich genossenen Leben, sondern auch einer gewissen Düsterkeit, sowohl in der äußeren Erscheinung, wie im inneren Wesen, die ihm angeboren war. Er hatte eigentlich nie jugendlich ausgesehen und war auch nie jung im wahren Sinne des Wortes gewesen. Ein leidenschaftlicher Hang nach Besitz verkümmerte ihm schon frühzeitig jeden Tag seines Lebens und ließ ihn, wo er auch erschien, als einen Unzufriedenen unter seinen Mitmenschen erscheinen. Am liebsten hätte er es gesehen — in früheren Jahren wenigstens — wenn sein Vater ihn schon bei Lebzeiten auf das Schloß seiner Väter gesetzt, ihm alle seine Habe übergeben und sich selbst in irgend einen Winkel der Erde zurückgezogen hätte. Da aber keine Aussicht dazu vorhanden war, sein Vater noch kräftig und willig genug erschien, den Stürmen des Lebens eine möglichst lange Gegenwehr zu leisten, so grollte er mit sich, mit seinem Vater, mit der Welt, und ward den leidenschaftlichen Eingebungen seines Stolzes und unnatürlichen Hanges die ergiebigste Beute. Denn stolz war dieser junge Greis, wie selten ein Abkömmling seines Geschlechts. Stolz war er — nicht eitel wie sein Bruder Georg — auf seinen Namen, seine Familie, aber nur,

insofern sich daran die Hoffnung knüpfte, dereinst in den Besitz der Güter und Habseligkeiten zu gelangen, die diesem Namen und dieser Familie Jahrhunderte hindurch beigesellt gewesen waren. Dieser Stolz war von jener fast beleidigenden Art, daß er sich von allen ihm unbekannten Personen abschloß, daß er sein Herz Niemanden eröffnete, der nicht zugleich die Gewähr leistete, ihm ein größeres Einkommen zu verschaffen, als er schon jetzt in Folge seiner an Knauserei gränzenden Sparsamkeit in vielen Dingen besaß. Denn daß sein gutwilliger Vater nicht karg mit seinen Unterstützungen gegen ihn war, wissen wir zur Genüge. Und um so unheimlicher trat dieser Stolz mit seinem finsteren Gepräge hervor, als er sich auf nichts Anderes als die Einbildung stützte, er würde dereinst mit zu Denen zählen, die über einige Hunderttausende zu gebieten haben, denn so hoch schätzte und überschätzte er das Vermögen, welches ihm dereinst zufallen müsse.

Im Uebrigen besaß er keine Eigenschaften des Geistes oder Herzens, die ihn über Andere seines Standes und Lebensberufes, geschweige denn über wahrhaft an Geist und Herz Gebildete, Thätige und Arbeitsame erhob. Er hatte niemals etwas mit Ernst betrieben, was ihm zur Erlangung irgend einer Auszeichnung hätte behülflich sein können; er hatte in den Tag hinein gelebt, wie Einer, der da weiß, daß für den Abend dieses Tages gesorgt ist, wozu sollte er sich also noch weiter bemühen, etwas zu erreichen, was ihm später von selbst zufiel? Der Ehrgeiz, nicht selten ein Fehler, wenn er überschwänglich sich über das Niveau gerechten, männlichen Strebens erhebt, wäre ihm von Vortheil gewesen, er hätte ihn vielleicht in irgend eine ernste Laufbahn getrieben, während er jetzt ohne denselben seinem finstern Grübeln, seiner Unzufriedenheit mit aller Welt und vor allen Dingen seiner Unthätigkeit überlassen blieb. Mit seinem Stolze waren über-

dies noch einige andere, nicht eben beneidenswerthe Eigenschaften gepaart, die mehr oder minder eine Folge desselben waren. Er war äußerst reizbar und leicht zum leidenschaftlichen Zorne geneigt, wie sein Vater, ohne aber dessen Herzensgüte zu besitzen; er hatte aus Hochmuth und Trägheit es unter seiner Würde gehalten, sich mit wissenschaftlichen Dingen zu beschäftigen, da nach seiner Meinung jeder Bürger- oder Bauernsohn dergleichen erlernen könne, wenn er wolle; er hatte also nichts, gar nichts gelernt, sein Dünkel würde ihn sogar von jeder Arbeit abgehalten haben, selbst wenn sein Geist ihn dazu getrieben hätte; leider aber waren die Fähigkeiten desselben von sehr untergeordneter Art.

Mit diesen Eigenschaften verband sich eine, wo möglich auf anderer Leute Kosten zehrende, Genußsucht, die nach Sättigung seiner Habsucht seine Hauptleidenschaft war, und eben darum, weil er sie mit seinen gegenwärtigen Mitteln seinem Wunsche gemäß nicht befriedigen konnte, wurde er von Tage zu Tage finsterer, düsterer und um so leidenschaftlicher gegen Diejenigen aufgebracht, die ihren sinnlichen Genüssen und Begierden sich ohne Rückhalt hinzugeben die Mittel besaßen. Diese Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse betrachtete er als ein Vorrecht seiner Geburt, seines Standes und Herkommens; wenn solche Menschen, wie er einer war, nicht einmal nach Gefallen leben und das Leben genießen könnten, wozu wäre man dann überhaupt in der Welt, meinte er. Diese Zufälligkeit einer vornehmen Geburt war in seinen Augen ein ihm gebührender Vorzug, eine ihn persönlich auszeichnende und von Gott bestimmte Fügung, deren er sich nach allen Richtungen bedienen wollte, um Alles, was das Leben Angenehmes und Genußreiches bot, bis auf die Neige ausschöpfen zu können.

So war dieser Alfred von Brandau beschaffen, der zu seinem Vergnügen in der Residenz ein Herrenleben führte, wo-

von sein guter Vater keine Ahnung hatte, der allein der Meinung war, Jugend müsse austoben; wenn sein Alfred zu Verstande gekommen wäre, die Welt kennen gelernt und sich die Hörner abgestoßen hätte, würde er gleich ihm ein erfahrener Mann sein und wie ein moderner Philosoph, ohne Sehnsucht nach dem Scheinglanz der Welt, auf seinem Landsitze leben.

Die Bekanntschaft mit dem Grafen Zaretta fand durch einen von jenen Zufällen statt, wie man sie häufig in der großen Welt vor sich gehen sieht. Alfred war eines Abends der Gast eines reichen jungen Adligen, der schon seit Jahresfrist im Besitze seiner väterlichen Güter war und von October bis Juni alljährlich in der Residenz oder auf Reisen lebte, während er die drei Sommermonate auf seinem Landgute zubrachte. Mit ihm zugleich waren ein Dutzend ihm ähnlich gesinnter Nichtsthuer eingeladen, und unter diesen der vielbewunderte Graf Zaretta. Das düster abgeschlossene und dabei sichtlich sich überhebende Wesen des Barons fiel dem Grafen beim ersten Anblick auf, und er erkundigte sich im Stillen genau nach ihm. Da hörte er denn zu seiner nicht geringen Freude, daß dieser junge Mann mit dem alten Gesicht der älteste Sohn eines reichen Barons und Grundbesitzers sei, der in wenigen Wochen 20 bis 30,000 Thaler baares Geld in die Tasche stecken würde. Dieser einzige Umstand — im Uebrigen war er ihm sehr gleichgültig, und wäre er der Sohn eines Herzogs gewesen — legte bei dem Grafen ein großes Gewicht in die Wagschaale zu Gunsten des eiskalt und gerade nicht sehr geistreich erscheinenden Barons. 20,000 Thaler baar in Händen zu haben — eine erkleckliche und hinreichende Summe, um ein glänzendes Geschäft noch glänzender zu machen, — war der wirksamste Empfehlungsbrief, den derselbe in den Augen des speculativen Grafen besitzen konnte. Augenblicklich hatte der gewandte Ungar seinen Feldzugsplan entworfen und begann bereits seine Minen zu legen, noch bevor

ihm der Baron in's Gesicht geblickt hatte. Denn Alfred war auch in Bezug auf das Eingehen neuer Bekanntschaften zu stolz, um sich leicht fangen zu lassen, und der Ruf des Grafen war zu frisch begründet, um den Edelmann von altem Blute zu raschem Bündniß mit ihm verlocken zu können. Etwas Aehnliches hatte der dalmatische Menschenkenner erwartet, denn er hatte seinen in der Einbildung schon gewonnenen neuen Geschäftsfreund rasch durchschaut. Er schien ihn daher an diesem Abend, wenigstens in den ersten Stunden, kaum zu bemerken, er sprach nur mit Anderen, vermied es, seinen Blick auf den Baron zu richten, wenn dieser es wahrnehmen konnte, und trug mit seiner gewöhnlich hinreißenden Unterhaltungsgabe einige Abenteuer in fremden Ländern vor, weshalb man ihn auch aufforderte, dergleichen zu erzählen. Von dem Genusse des Reichthums, dessen er diesmal absichtlich Erwähnung that, sprach er schlauer Weise nur als von einer Nebensache, einer unbedeutenden Kleinigkeit, sagte aber geflissentlich, daß er lieber ein armer Graf, als ein reicher Bauer sein wollte, obgleich er nicht läugnen könne, daß ein reicher Edelmann für ihn der Inbegriff alles Vortrefflichen auf Erden sei. Diese geschickt hingeworfene Aeußerung war die erste Masche des verhängnißvollen Netzes, in welchem Alfred sich allmälig fangen ließ, denn sie war hinreichend, ihn zu veranlassen, den Mann, der so edelmännisch vom Adel sprach und dabei zugleich dem Reichthum sein Recht widerfahren ließ, mit einem neugierigen Blick zu betrachten. Da fiel ihm denn ohne Zweifel das feine, geleckte Wesen des geschulten Weltmannes auf, und er glaubte zu erkennen, daß der ausländische Gast wirklich zu sein schien, was er zu sein sich brüstete.

Graf Zaretta gewahrte sogleich den gewonnenen Fortschritt, und sein Verlangen wuchs, den stolzen Finsterling ganz zu erobern. Der Zufall begünstigte ihn hierin außerordentlich. Die versammelten Cavaliere ließen sich nach Tische,

nachdem der Champagner seine Wirkung gethan, von ihrer Lieblingsneigung hinreißen und legten Bank auf. Alfred, der das Spiel nicht liebte, weil er zu geizig war, einen etwaigen Verlust mit Gleichmuth zu ertragen, obwohl er den Gewinn sehr gern gehabt hätte, nahm keinen Theil daran. Graf Zaretta, der sich in seinen ihm jetzt überaus wichtigen Beobachtungen des Barons nicht stören lassen wollte, spielte auch nicht. Beide waren die einzigen Anwesenden, die sich als Zuschauer verhielten. Anfangs standen sie sich am Spieltische gegenüber. Allmälig aber, und ohne daß Jemand es merkte, rückte der Graf dem Baron näher, wiewohl man ihn keinen Schritt thun sah. Er schien langsam zu ihm hinzugleiten, wie die Schlange auf ihren Raub gleitet. Plötzlich stand er an seiner Seite, seine Augen verschlangen ihn schon, wie ihn bereits seine Begierde verschlungen hatte. Zufällig erhob der Baron sein von Gewinneslust zitterndes Auge zu seinem Nachbar und begegnete dessen in diesem wichtigen Momente unglaublich ruhigem Gesicht.

„Warum spielen Sie nicht?“ flüsterte der Graf in seiner gebrochenen deutschen Redeweise, denn Deutsch sprach er, wunderbar genug, in Deutschland am schlechtesten.

„Es ist nicht meine Passion!“ entgegnete der Baron kalt, ohne den Gluthblick zu bemerken, der sich in die Tiefe seiner Seele zu bohren versuchte.

Weiter wurde an diesem Abend Nichts zwischen den beiden Männern gesprochen. Graf Zaretta entfernte sich zuerst, indem er vorgab, ermüdet zu sein. Bald nach ihm ging auch Alfred nach Hause.

Am andern Tage, Morgens um elf Uhr, saß Letzterer am Fenster, trank seinen Kaffee und rauchte seine erste Cigarre, denn er war eben erst aufgestanden und langweilte sich schon entsetzlich, weil er nicht wußte, was er heute unternehmen sollte, da es regnete. Da sah er einen eleganten Wagen vor

seine Thür fahren, aus dem zu seiner Verwunderung Graf Zaretta stieg, ihm schon von der Straße aus einen begrüßenden Blick zuwerfend. Der Baron war also gesehen worden und konnte sich nicht verläugnen lassen, so große Lust er auch dazu hatte, denn schon beneidete er den kaum gesehenen Grafen, weil er gehört, daß er ein unabhängiger Crösus sei.

Gleich darauf ließ sich der Graf anmelden und trat, nachdem er angenommen war, in's Zimmer. Er war in eleganter Toilette und an seiner rechten Hand, als er den Handschuh auszog, um dem Baron dieselbe zu bieten, glänzte ein ungeheurer Solitair. Dieser Solitair stach dem Baron beinahe mehr in's Auge, als sein Besitzer. Man begrüßte und setzte sich.

„Herr Baron," begann der Graf das Gespräch, „ich komme, um Ihnen Genugthuung anzubieten."

„Genugthuung? Sie — mir? Wie kommen Sie dazu, Herr Graf, und was wollen Sie damit sagen?"

„Ich habe Sie beleidigt — nicht mit meinem Munde, nicht in der That, verstehen Sie mich recht — wohl aber in Gedanken, und Sie sind ein Edelmann, der selbst eine Beleidigung in Gedanken nicht ungestraft hinzunehmen scheint."

„Das ist ohne alle Frage ein Sonderling!" dachte Baron Brandau. — „Womit haben Sie mich denn beleidigt?" fragte er lächelnd.

„Es war gestern Abend, beim Grafen W . . . . Am Spieltische, Herr Baron! Sie waren der einzige Anwesende außer mir, der sich am Tempelbau nicht betheiligte. Ein reicher junger Mann, der alle seine Freunde spielen sieht und nicht selbst mitspielt, ist eine Seltenheit. Der muß wichtige Gründe dazu haben, sagte ich mir. Entweder ist er ein denkender Kopf, der die Kleinlichkeiten des Lebens belächelt oder verachtet, und dann wäre er Etwas für Dich, denn das bist Du auch —"

Der Graf, eine augenblickliche Pause machend, verbeugte sich verbindlich. Der Baron aber schüttelte den Kopf und sagte: „Darin irren Sie sich; ich bin weder Denker, noch habe ich Kopf. Ein Edelmann in meiner Lage braucht nicht traurig zu sein, wenn ihm Beides abgeht, und darum gestehe ich es ein. Aber das war doch nicht die Beleidigung, die Sie dachten?“

„Nein, Sie kommt erst noch, Herr Baron. Das war erst das Entweder. — Oder, sagte ich mir, er hat einen anderen wichtigen Grund — er ist diesen Augenblick ohne Mittel. In diesem Falle — verzeihen Sie noch einmal, Herr Baron, — wäre er erst recht Etwas für Dich.“

Der Baron hob sein funkelndes Auge in die Höhe. „Warum?“ fragte er den schlauen Dalmatier, „warum bin ich Etwas für Sie, wenn ich gerade jetzt kein Geld hätte?“

„Weil ich mir dann erlauben würde,“ sagte der Graf fast demüthig, „Ihnen von meinem Ueberflusse anzubieten!“ Und er legte die Hand erst auf die Brust, dann drückte er zwei Finger auf seine Lippen, eine ihm gewöhnliche Geberde, mit der er wahrscheinlich andeuten wollte, daß, was in seiner Brust liege, niemals über seine Lippen kommen werde.

Der Baron war beinahe gerührt, nicht allein von dem Anerbieten selbst, sondern von der bescheidenen Weise, in der es vorgebracht wurde. Er reichte dem Grafen die Hand und sagte mit dem wärmsten Tone, dessen er fähig war:

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, sogar für diese Ihre Beleidigung, die in sich selbst die Genugthuung dafür enthält. Aber Sie irrten sich, das war nicht der Grund, warum ich nicht spielte, denn ich befinde mich keineswegs in Geldverlegenheit.“

„Jetzt nicht, freilich, ich sehe es, daß ich mich diesmal geirrt, lieber Baron, aber ich könnte mich ein andermal um so weniger irren. O ja! Sie sind noch jung, ich weiß, was

das heißt, und wenn ich auch nur wenige Jahre älter bin, als Sie, so habe ich doch einen bedeutenden Vorsprung in der Erfahrung. Also ein Wort ein Mann — gerathen Sie einst in Ebbe, bei mir finden Sie immer Fluth." —

Die ganze Scene, die der Graf hier spielte, wurde mit solcher Sicherheit und Feinheit und mit so edelmännischem Anstand durchgeführt, daß Alfred's Widerwille, den er anfänglich unbewußt gegen den Grafen gehegt, dadurch auf einen Schlag gebrochen wurde. Das Netz ward ihm vorgehalten. Er sah es nicht. Es fiel über seinem Kopf zusammen — und er steckte ihn selbst noch tiefer hinein. „Sie wollen mich schon verlassen, Herr Graf?" fragte er diesen, der aufgestanden war.

„Der Grund meines Besuches ist erschöpft, Herr Baron, ich darf Sie nicht langweilen. Sodann aber rufen mich Geschäfte nach Hause, und Geldgeschäfte, wissen Sie, sind unaufschiebbare Geschäfte."

„Ich weiß es. So leben Sie wohl! Darf ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen morgen um diese Zeit meinen Gegenbesuch zu machen?"

Der Graf besann sich. „Verzeihen Sie," erwiderte er mit tiefer Bewegung, „um diese Zeit würden Sie mich morgen nicht treffen. Ich werde beim Lombardischen Gesandten sein, um einen Landsmann und Freund, der in Schuldhaft sitzt, durch meine Bürgschaft zu befreien. Aber — wissen Sie was — kommen Sie um drei Uhr. Um diese Zeit werde ich allein sein, ganz allein. Erweisen Sie mir die Ehre, mit mir zu Zweien zu speisen, wir werden alsdann bessere Gelegenheit finden, uns kennen zu lernen, als hier oder in größerer Gesellschaft."

Baron Brandau verbeugte sich zustimmend und der Graf verließ ihn. Alfred sah ihn vom Fenster aus in seinen reizenden Phaeton steigen, den zwei herrliche Füchse zogen. „Das

ist ein fetter Bissen!“ sagte er zu sich. „Er scheint ein Goldbergwerk zu besitzen, nach seinem Reichthum zu schließen. Dieser Solitair — o! Ach, wenn man so frei wäre, wie er! — Geduld! In drei Monaten habe ich wenigstens ein Capital — dann wollen wir sehen!“

Am nächsten Mittage pünctlich um drei Uhr erschien Baron Brandau beim Grafen Zaretta. Er fand ihn wirklich allein und war eben so von seiner Zuvorkommenheit, wie von seinem Reichthum bezaubert. Das ihm vorgesetzte Diner war mehr als lecker, es war verschwenderisch; der Wein herrlich, und der alte Ungar, der Vaterländer, wie man glaubte, spielte wieder die Hauptrolle. Baron Brandau blieb aber nicht allein zu Tische, der Graf behielt ihn auch den Abend bei sich uud wußte ihn mit so interessanten Geschichten zu unterhalten, ihm so wunderschöne Sachen zu zeigen und zu erzählen, durch welche Abenteuer er in ihren Besitz gelangt, daß Alfred endlich mit wirren Sinnen nach Hause ging und ein Königreich in der Tasche mit fortzutragen glaubte. „Wie man sich doch in Menschen irren kann!“ sagte er sich zehnmal, als er im Bette lag und der alte Ungar ihm in den Adern klopfte. „Ich hatte anfangs einen unbegreiflichen Widerwillen gegen diesen Mann, und nun sehe ich, daß er ein vollkommener Cavalier und dabei ein Mensch von Herz und Geist ist. Tausend ja — das nenne ich eine Acquisition!“

Dasselbe sagte sich auf etwas andere Weise und in einem anderen Sinne der Graf von dem Baron; er hatte seine Absicht vollständig erreicht, denn von diesem Tag an begann die verhängnißvolle Freundschaft zwischen diesen beiden Männern, deren Innigkeit wir schon früher angedeutet haben. Baron Brandau ward bald ein täglicher Besucher des Grafen,

aber auch dieser kam bisweilen zu ihm, wenn er nothwendig mit ihm zu sprechen hatte. Anfangs lud ihn der Graf mit seinem großen Haufen zu sich ein, allmälig aber zog er ihn in seine vertrauteren Kreise, bis er endlich eine so große Zärtlichkeit für ihn hegte, daß er ihm dreist die Meinung aussprechen konnte, auch dieser vertraute Kreis sei noch zu groß; zwei Menschen, die sich so herzlich zugethan wären, wie sie Beide einander, bedürften der anderen Menschen nicht, um glücklich zu sein. Von jetzt an wunderte sich Alfred nicht mehr, wenn er, zum Grafen eingeladen, diesen Mittags oder Abends allein bei Tafel fand, ja es war ihm sogar lieb, denn er erhielt dadurch die erwünschte Gelegenheit, dem Grafen näher zu rücken, indem er sich einen tieferen Einblick in dessen täglich besser werdende finanziellen Verhältnisse verschaffte. Dahin hatte ihn der Graf nur bringen wollen. Denn nur zu bald hatte der menschenkundige Dalmatier die Hauptleidenschaft des Barons erkannt. Diese Leidenschaft stachelte er nach Kräften auf, an ihr hielt er den Ueberlisteten fest. Er ließ ihn nach und nach sehen, wie leicht es ihm werde, Geld zu verdienen. Von solchen Dingen hatte der Baron bisher keinen Begriff gehabt, obgleich er mit ganzer Seele danach geschmachtet hatte. Jetzt fand er die Angel, womit man goldene Fische fing, und es gelüstete ihn, sie selbst in die Hand zu nehmen. Die Gelegenheit dazu zeigte sich eines Tages. Der Baron war, wie gesagt, ein täglicher Gast im Hause des Grafen geworden, allein nicht zu allen Tageszeiten durfte er, wie er sehr bald erfuhr, erscheinen. Der Graf hatte seine Arbeitsstunden, in welchen er sich von Niemanden, als höchstens von seinem vertrauten Kammerdiener, stören ließ. Diese Arbeitsstunden fielen auf den Morgen und dauerten etwa bis zehn Uhr, bisweilen aber arbeitete er auch Abends, wo er dann weder Gesellschaften, noch einzelne Besucher, also auch Alfred nicht empfing. Es mußten sehr wichtige Geschäfte sein, die

in diesen einsamen Stunden betrieben wurden. Niemals durfte Jemand das Arbeitszimmer betreten, selbst Alfred nicht. Kam dieser zu früh, so mußte er in einem anderen Zimmer warten, und dann erschien stets der Graf mit erhitztem Gesicht und ernster Miene, und man merkte ihm leicht an, daß er ungern gestört worden war. „Was mögen dies nur für geheime und mit so großem Eifer betriebene Geschäfte sein?" fragte sich oft der Baron. Alle Anspielungen darauf aber wurden von dem Grafen mit Stillschweigen übergangen, oder als interesselos für den neuen Freund von der Hand gewiesen, bis dieser endlich an dem erwähnten Tage geradezu fragte: was er denn eigentlich so mühsam zu arbeiten habe, er scheine ja ganz erhitzt und abgemattet.

„Ja, mein Lieber," antwortete bitter lächelnd der Graf, „es sind eben Geschäfte, und Geschäfte sind oft nicht angenehm. Noch dazu erhitzt man sich nicht selten vergeblich und ermattet Körper und Geist dabei."

„Aber sie bringen auch Gewinnst ein —"

„Das freilich; sie kosten aber bisweilen auch viel und man speculirt nicht immer richtig."

„Nicht immer, aber doch zumeist —"

„Ja, wenn man geschickt ist und Baares in Händen hat."

„Sie sind im Besitz von Beidem, wie mir scheint. Ich wollte auch gern arbeiten, wenn mir der Gewinn so sicher wäre wie Ihnen."

„Hm!" sagte der Graf, scheinbar sich besinnend, obgleich dieser Augenblick der von seiner Seite längst erwartete war. „Sie kommen mir da entgegen und scheinen meine innersten Gedanken, die ich schon lange im Kopfe trage, errathen zu haben. Ja, Sie können auch Geschäfte machen, wenn —"

„Wenn?" fragte der Baron mit gierigen Lippen und Augen.

„Wenn Sie ein Capital haben. Haben Sie eins?“

„Für jetzt nur ein kleines, welches ich mir erspart habe — in einigen Monaten aber ein größeres, das Erbtheil meiner Mutter —“

Der Graf schoß einen frohlockenden Blick auf sein Opfer. Also es war wahr, was man ihm von dem Baron erzählt hatte.

„Wie hoch beläuft sich Ihr Capital?“ fragte er äußerlich sehr gleichgültig, innerlich lauernd.

„Gegenwärtig besitze ich 3 bis 4000 Thaler, in drei Monaten 20,000.“

„Das ist nicht viel,“ sagte der Gauner beinahe verächtlich, „obwohl man mit 20,000 Thalern, wenn man es geschickt anfängt, in Jahresfrist 100,000 gewinnen kann.“

„Wie? Das wäre möglich?“

„Möglich? Blos möglich? Es ist gewiß, sage ich Ihnen, wenn Ihr Capital in die rechten Hände gelangt.“

„Es gelangt in die meinen.“

„Bah! Sie verstehen ja nichts von Geldgeschäften.“

„Geben Sie mir Unterricht.“

„Das ist mühsam. Dergleichen lernt man erst gründlich durch die Erfahrung. Solche Erfahrungen sind oft mit Opfern verbunden.“

„Die sich aber doch wieder ersetzen lassen?“

„Natürlich, wozu opferte man denn! Ich will Ihnen etwas sagen. Doch bevor ich Ihnen ein Geschäft anvertraue, stelle ich eine Bedingung. Ohne Ihr Gelöbniß, dieselbe einzugehen, schweige ich.“

„Reden Sie!“ sagte Alfred mit funkelnden Augen und beugte sich auf seinem Stuhle vornüber, um besser zu hören, denn der Graf hatte die letzten Worte auffallend leise und mit Bedeutung gesprochen.

„Es betrifft das Bewahren des strengsten Geheimnisses

dieser Geschäfte. Kein Mensch darf wissen, worin man speculirt, sonst ist die Speculation im Entstehen mißglückt. Geben Sie mir Bürgschaft, daß Sie schweigen können —"

„Mein Wort als Edelmann!" sagte Alfred schnell, dem das eine leichte Bürgschaft zu sein schien.

Der Graf besann sich einen Augenblick oder that wenigstens so, indem er die rechte Hand an die Stirn legte. „Es genügt mir," sagte er endlich. „Ich nehme Ihr Wort an. Jetzt also zum Geschäft. Mir ist ein Gut in Preußen zum Kauf angeboten. Zugleich habe ich auch schon einen Käufer — verstehen Sie, einen Käufer, der es von mir wieder kauft. Betheiligen Sie sich bei dem Ankauf desselben —"

„Des Gutes in Preußen? Ich kenne es ja nicht —"

„Ich auch nicht."

„Sie auch nicht? Wie können Sie es dann kaufen?"

„Wie? Habe ich nicht meine Agenten? Sind sie nicht meine Finger, die ich blos auszustrecken brauche, um sie dann wieder mit vollen Händen einzuziehen?"

„Der Art also sind Ihre Geschäfte?"

„Der Art und anderer Art. Mit einem Wort — machen wir einen Versuch. Betheiligen Sie sich mit 3000 Thalern bei diesem Ankauf. In acht Tagen habe ich das Gut verkauft und zwanzig Procent gewonnen. Auf Ihren Antheil fallen dabei 600 Thaler Gewinnst und Ihr Capital wird zu sechs Procent verzinst. Jene 600 Thaler zahle ich Ihnen gleich aus, die Zinsen halbjährlich. Wollen Sie es auf diese Weise versuchen?"

„Ist das Ihr Ernst?"

„Mein völliger Ernst."

„Und wo habe ich Bürgschaft?"

„Ich gebe Ihnen dieselbe, die Sie mir gaben — mein Wort als Edelmann — ich bin Graf Zaretta."

Alfred besann sich keinen Augenblick. Noch an demselben Tage waren die 3000 Thaler in des Grafen Verwahrsam. Dieser hielt Wort; in acht Tagen war das angeblich gekaufte Gut wieder verkauft, zwanzig Procent gewonnen und Alfred ging mit 600 Thalern beschwert, die der Graf ihm wie eine Lockspeise aus seiner Casse, wie er sagte, zugeworfen, nach Hause. Das Capital aber, zu sechs Procent Zinsen garantirt, blieb theilweise auf dem Gute stehen und die Papiere darüber befanden sich, vortrefflich geschrieben, von namhaften Personen unterzeichnet und untersiegelt, in Alfred's Händen. Das war ein blühender Anfang in seinem neuen Geschäftsleben.

Natürlich hatte die Freundschaft und Zärtlichkeit des Barons zu dem vortrefflichen Grafen hierdurch bedeutend zugenommen. Der Tiger in seiner Brust hatte Blut gewittert und gekostet, und er lechzte nach mehr. Das war die Zeit, wo er jenen ersten Brief an seinen Vater schrieb, der so voll sanguinischer Hoffnungen war, und, wir wissen es, sein guter Vater brachte ihm selbst oder gab ihm Anweisungen auf größere Summen, da er am Tage nach Empfang dieses Briefes selbst nach der Hauptstadt reiste. Mit verschiedenen Summen dieser eben so schnell wie reichlich fließenden Quelle wurden neue und mitunter sehr glänzend erscheinende Geschäfte gemacht, denn der Graf war ein unvergleichlicher Geldmacher im wahren Sinne des Worts. Alles, was in seine Hände kam, verwandelte sich in Gold, Silber oder Werthpapiere. Täglich strömten ihm neue Quellen zu, aus denen er zu schöpfen wußte, und ohne daß man begriff, wie gerade ihm allein solcher Segen beschieden sei. Er kaufte und verkaufte, und beinahe stets zu seinem Vortheil,

wie er sagte, was gewiß auch der Fall war, während der Nachtheil, der Anderen daraus erwuchs, nicht augenblicklich zu Tage kam, vielmehr auf die schlaueste Weise von dem listigen Grafen und seinen unbekannten Helfershelfern geheim gehalten wurde.

In diese geheimnißvollen Betriebnisse durch seinen täglichen Verkehr und seine stillschweigende Mitwirkung hineingezogen, ahnte der Baron nicht, wie tief er sich in die Netze des Abenteurers verstricke, der ihn nur Das von seinen Unternehmungen erfahren ließ, was ihm zu wissen nothwendig war, und immer inniger gestaltete sich sein Freundschaftsverhältniß zu dem großmüthigen Grafen, bis dieser endlich, um seine Beute ganz in Händen zu haben und ihn von allem Verkehr mit der Welt so weit wie möglich abzuschließen, in ihn drang, als aufrichtiger und wahrer Freund sein glückliches Leben ganz zu theilen und in sein glänzendes Haus zu ziehen. Der verblendete Baron war glückselig über diesen ihm so ehrenvoll dünkenden Vorschlag. Er verließ seine Wohnung eines Abends und bezog mit allen seinen Besitzthümern einige schöne und besonders für ihn bequem eingerichtete Gemächer in dem großen Hause, welches der Graf zu dieser Zeit ganz allein bewohnte. Von Diesem dazu angestachelt, versorgte er sich auch äußerlich mit Gegenständen des Luxus, welchen zu treiben ihn ja sein täglich zunehmender Gewinnst ermächtigte. Er ließ sich nach des Grafen Angabe einen Wagen bauen, schaffte sich theure Pferde an und hielt sich seine eigenen Bedienten. Alles das wurde von den laufenden Einnahmen bestritten, die aus den eingegangenen Geschäften abflossen. Allmälig auch, angeblich theils weil es ihn langweilte, theils um sich seinem neuen Freunde mit ganzer Hingebung zu widmen, zog sich der Graf von dem Umgange mit der großen Welt zurück; die Kreise, die er einlud, wurden immer kleiner, seine Bekanntschaften immer sparsamer fortgesetzt. Endlich

empfing er nur noch einen Abend in der Woche Gesellschaft bei sich und das war gerade diejenige, der er sich zuerst am meisten abhold gezeigt hatte, denn sie bestand aus jungen lebenslustigen, reichen und leichtsinnigen Cavalieren, denen es gleichgültig war, wo und wie sie lebten, wenn sie nur angenehm lebten, und ob sie ihr Gold durch das Spiel, oder bei Frauen oder Trinkgelagen vergeudeten. Das Spiel wurde nach dem Abendessen ihre gewöhnliche Unterhaltung; von kleinen ging man zu größeren, von diesen zu ganz großen über, bis sich endlich das verpönte auf Ehrenwort Spielen auch hier einbürgerte. Da der Baron Brandau seine Abneigung gegen das Spiel abgelegt, indem der Graf ihn auf die wohlthätigen Folgen eines ehrlichen Gewinnstes aufmerksam gemacht hatte, und da er sich gewöhnlich beim Spiele seines Freundes betheiligte, so gewann er auch hier erkleckliche Summen, die wiederum dazu dienten, die kaufmännischen Geschäfte, die man begonnen, mit um so größerem Eifer fortzusetzen.

Wenn aber Alfred von Brandau geglaubt hatte, durch seine Uebersiedelung in des Grafen Wohnung dessen Zeit ganz in Anspruch genommen zu haben und in das innere Triebwerk seiner Unternehmungen einen lernbegierigen Blick werfen zu können, so hatte er sich bitter getäuscht. Der Graf blieb unabänderlich seinen Gewohnheiten treu; des Morgens arbeitete er vor wie nach in seinem verschlossenen Zimmer, zu dem nur sein vertrauter Kammerdiener den Zutritt hatte. Eine Zeitlang ertrug Alfred dies geheimnißvolle Wesen seines jetzt ganz intimen Freundes, indem er, während jener arbeitete, entweder im Bette liegen blieb, um den Rausch des vorigen Abends auszuschlafen, oder sich auf seine eigene Hand vergnügte, indem er that, wozu er gerade Neigung empfand. Endlich aber, als er seinen Freund jeden Morgen mit erhitztem Kopfe an den Frühstückstisch kommen sah, ward er auf-

merksamer und neugieriger, und zuletzt fragte er ihn geradezu, was er denn so eifrig zu arbeiten habe, daß ihm das Blut dabei in den Kopf steige und seine Augen glühend mache wie Leuchtkäfer.

Der Graf hörte die Frage offenbar mit Unwillen und Ueberraschung an, dennoch gab er sich Mühe, zu lächeln und seinen Freund mit verschiedenen Ausflüchten zu beruhigen. „Mein lieber Alfred," sagte er, denn ihre Verbindung hatte, wie es unter den angegebenen Verhältnissen kaum anders sein konnte, den brüderlichen Ton angenommen, „mein lieber Alfred, das wirst Du künftig genau, jetzt aber nur theilweise erfahren. Sieh, Du wirst bemerken, daß mich diese Frage genirt, denn sie berührt meine persönlichsten Verhältnisse. Du weißt, daß ich aus den österreichischen Staaten verbannt bin und daß dennoch mein Herz an den unglücklichen Ländern hängt, die ich meine Heimat nenne. Meine Heimat liegt eben in Oesterreich. Wenn ich sie weder Dir noch einem Anderen genau bezeichne, so hat das seinen natürlichen Grund, den Du Dir wohl denken magst, den ich aber nicht ausplaudern will, denn meine Diener sogar könnten uns einmal behorchen, wenn wir unvorsichtig oder zutraulich davon redeten, und vor Leuten dieser Art muß man sich am meisten hüten. Damit Du aber nicht ganz in Ungewißheit schwebst und vielleicht Aergeres denkst als geschieht, so will ich Dir vertrauen, daß ich mich in meinen Mußestunden damit beschäftige, die politischen Verhältnisse meines Landes und insonderheit meiner Familie niederzuschreiben und sie für die Presse vorzubereiten. Eine ihrer Veröffentlichung günstige Zeit wird kommen, das weiß ich zufolge meiner hohen Verbindungen, der Mittheilung meiner Verwandten und meiner Spione, die ich insgeheim am Hofe zu Wien unterhalte. Siehe da den Grund meiner einfachen Studien und meiner meine ganze Denkkraft in Anspruch nehmenden Thätigkeit."

Alfred beruhigte diese vertrauliche Mittheilung ungemein, denn er glaubte sie vollständig, wie er seinem Freunde Alles glaubte, zumal dieser eine Art und Weise zu sprechen hatte, die Jedermann bezauberte, und seine Aussagen mit Beweisgründen zu unterstützen wußte, die weit über die Fassungskraft des unerfahrenen Alfred gingen. Eine Zeitlang bekümmerte er sich wenig oder gar nicht um diese politische und persönliche Beschäftigung seines Freundes; eines Tages aber wurde er wieder aufmerksamer, denn es geschah zufällig, daß Alfred gerade im Toilettenzimmer des Grafen war, als dieser eilig aus seinem Cabinet in dieses trat und sogleich an seine Waschtoilette ging, um sich zu reinigen. Sein Gesicht war wie immer nach der Arbeit, dunkel geröthet, sein Auge erhitzt, und der Schweiß stand in klaren Perlen auf seiner gedunsenen Stirn. An seinen Fingern aber waren verschiedene Farben zu bemerken, die er sich rasch abzuwaschen bemühte. Augenscheinlich war es ihm sehr unangenehm, Alfred in diesem Momente in seiner Nähe zu sehen, dennoch sagte er nichts, nur schaute er unwillig und trotzig vor sich nieder.

„Was hast Du denn da an Deinen alabasternen Fingern?“ fragte Alfred scherzend. „Du siehst ja aus, als ob Du eine Stube bemalt hättest.“

Der Graf, den bei dieser Frage ihn anblickenden Baron im Spiegel gewahrend, zuckte zusammen, gleich darauf aber lächelte er mit großer Mühe, was sein Aussehen eben nicht verschönerte, und versetzte: „Beinahe hättest Du diesmal Recht mit Deiner Vermuthung.“

„Wie? Du hättest wirklich Dein Schreibezimmer bemalt?“

„Ach, mein Zimmer, welcher Gedanke! Ja, ich habe gemalt, gezeichnet wenigstens, mit Farben gezeichnet, und Du sollst sehen, was ich damit zu Stande gebracht, wenn es fertig ist.“ —

Als nach einigen Tagen das Gespräch wieder auf seine Malerstudien kam und Alfred um Besichtigung jener Zeichnungen bat, stand der Graf unwillig auf, um sich in sein geheimes Cabinet zu begeben. Alfred wollte ihm folgen. „Bleib hier," sagte der Graf, „ich will es Dir holen, oder —" und er besann sich eine Weile — „ich kann auch Starozza danach senden."

Beide kehrten zum Frühstückstisch zurück, wo dies Gespräch begonnen hatte, und Starozza ward sogleich beauftragt, das fertige Bild aus dem Arbeitscabinet zu holen.

Der schlaue Kammerdiener entfernte sich langsam, wie er gewöhnlich ging; seine Gangart hatte dabei etwas Katzenartiges, Schleichendes. Als er an seinem Herrn vorüberschritt und sich nach der Thür des Cabinets bewegte, traf sein Blick Diesen, da Alfred gerade in einer anderen Richtung schaute. In diesem dämonischen Blicke lag ein Vorwurf, den der Graf sogleich verstand. Aber er zuckte verächtlich mit der Schulter und nickte dem Diener ermuthigend zu. Dieser schritt ruhig auf die fest verschlossene Thür zu, zog einen künstlich gearbeiteten Schlüssel aus der Westentasche und begab sich, nachdem er die Thür leise geöffnet, in den geheimnißvollen Arbeitssaal. Bald darauf kam er mit einem Blatte in der Hand daraus zurück, welches Alfred für einen Kupferstich hielt, und reichte es seinem Herrn hin.

„Da hast Du eine Probe meiner Kunst und den Schlüssel zu meiner Nebenbeschäftigung," sagte der Graf vertraulich lächelnd.

„Wie? Bist Du denn ein Kupferstecher?"

„Ein Kupferstecher? Was meinst Du damit?"

„Nun, ist denn das nicht ein Kupferstich?"

„Seltsam!" sagte der Graf beinahe spöttisch. „Wie Du doch unbekannt mit den schönen Künsten bist! Oeffne Deine Augen und schaue Dir das Blatt genau an."

„Nun bei meiner Ehre!" rief Alfred betheuernd, „ich halte dies schöne Bild für einen Kupferstich."

„Es ist eine Federzeichnung!" sagte der Graf kalt. „So schön zeichnet man in Italien, wo ich diese Kunst erlernt und getrieben habe." —

Entweder kam es daher, weil Alfred von dieser Kunst keinen Begriff hatte oder weil ihm die Nebenbeschäftigung seines Freundes nicht der Rede werth zu sein schien — genug, er betrachtete das Blatt nur oberflächlich und legte es dann auf den Tisch.

„Nun, gefällt Dir meine Zeichnung nicht?"

„Ich verstehe nicht viel davon. Aber sie ist sehr hübsch."

„Sehr hübsch? Wie Du das sagst! Sie ist ein Meisterstück. Ein kunstsinniger Engländer würde mir zweihundert Pfund dafür bieten."

„Nun so gieb ihm das Blatt dafür und freue Dich, daß Du mit so geringer Mühe so viel Geld verdienen kannst."

„Geringer Mühe? Geld verdienen?" bemerkte der Graf empfindlich. „Glaubst Du, daß das mit geringer Mühe gemacht ist und um mit Geld bezahlt zu werden? Ich arbeite nicht für Geld in solchen Sachen, ich arbeite zu meiner Erheiterung — ich bin ein Edelmann!"

„Das ist wahr. Verzeih' mir. Aber wenn ich mir so viel Mühe mit Dergleichen geben sollte, wie Du mich glauben lassen willst, so würde ich mich bedanken, meine besten Stunden darauf zu verwenden."

„Das ist nun einmal mein Steckenpferd. Ich liebe diese Beschäftigung und bin daran gewöhnt."

„Aber sie scheint doch über die Maaßen anzustrengen?"

„Nur die Augen und die Brust greift sie etwas an. — Wollen wir spazieren fahren?"

Alfred stimmte bei; der Wagen ward bestellt, die Freunde kleideten sich zum Ausgehen an und man fuhr ab.

Drittes Kapitel.

Die Federzeichnungen.

Die obige Unterredung über die so meisterhaft ausgeführte Federzeichnung schien eine leichte Mißstimmung in dem so künstlerisch begabten Grafen zurückgelassen zu haben, wenigstens war er einige Tage sehr verdrießlich und sprach mehrere Male davon, eine kleine Reise antreten zu müssen, um verschiedene Güter zu besichtigen, mit deren gegenwärtigem Besitzer er wegen ihres Ankaufs in Unterhandlung stehe. Da sie in der Nähe lägen, die Kaufsumme aber beträchtlich sei, so halte er es diesmal für seine Schuldigkeit, mit eigenen Augen sich von der Ertragsfähigkeit derselben zu überzeugen.

Solche kleine Reisen hatte der Graf früher schon mehrere Male unternommen, war aber stets in wenigen Tagen zurückgekehrt, scheinbar sehr befriedigt von den Erfolgen derselben. Alfred redete zur Reise zu und fragte, ob er ihn etwa begleiten solle. Der Graf lehnte es ab und sagte, er möge ungestört in der Residenz seinen Vergnügungen nachgehen.

Alfred von Brandau aber kannte schon kein Vergnügen mehr, als den erträumten Erwerb aus seinen dem Grafen anvertrauten Geldsummen. Wie ein Argus behütete er die ihm von diesem überlieferten Papiere, die seinen Besitz an

diesen und jenen Capitalien oder seinen Antheil an diesen und jenen Gütern ihm versicherten. Jeden Abend, bevor er zu Bette ging, durchlas er sie, und wenn er im Bette lag, rechnete er, bis er einschlief, wie lange es noch dauern würde, bis die Zinsen seines Capitals so viel betragen würden, um als unabhängiger Edelmann auf irgend einem reizenden Gute in der Nähe der Residenz leben zu können, da die Zeit noch nicht abzusehen war, wo sein Vater endlich ihm das große Erbgut der Brandaus überliefern würde. Seine Geldgier stieg tagtäglich in einem unerhörten Maaße und nahm beinahe einen krankhaften Character an. Wo er ging und stand, raffinirte, grübelte er, wie sich sein Hab und Gut am schnellsten vermehren lasse, wie es anzufangen sei, bald möglichst ein großer Herr, wie sein Freund der Graf Zaretta, zu werden. Aber so viel er sich auch mit Nachdenken plagen mochte, er erdachte Nichts, denn seine Geschäftskenntniß, wie überhaupt seine Kentnisse, war von so geringer Bedeutung, daß ihn der kleinste Krämer im Dorfe seines Vaters darin bei Weitem übersah.

Da fiel ihm plötzlich etwas Neues und noch nicht Dagewesenes ein. Sein Freund, der Graf, hatte ihn selbst auf diese Idee gebracht. Wie wäre es, dachte er, wenn sich aus dessen Geschicklichkeit wirklich so viel Geld lösen ließe, als er ihm gesagt hatte? Wenn es ihm gelänge, demselben einige seiner Zeichenblätter abzulisten und dann einen reichen Engländer zu finden, der ihm für solches Blatt zweihundert Pfund gäbe, was wäre das für ein vortheilhaftes Geschäft! Zweihundert Pfund, das sind zwölfhundert Thaler! Das wäre schon der Mühe werth. Natürlich dürfte Niemand erfahren, daß er der Verkäufer wäre, denn das würde sich nicht schicken, auch seinem Freunde, dem Grafen, nicht recht sein, allein für ein Geschäftchen unter der Hand wäre ein solcher Zuschuß nicht übel.

Kaum war dieser traurige Gedanke ihm in den Kopf gestiegen — ein Gedanke, der, so wenig er seinem Stande und seinem Stolze entsprach, doch vielleicht von der Vorsehung ihm eingehaucht war, um die Enthüllung eines Verbrechens und die Entlarvung eines Verbrechers zu erwirken, die er selber weder vermuthen noch erwarten konnte — so begab er sich auch schon an die Ausführung desselben. Der Abend vor der Abreise des Grafen ward zur Einfädelung seines Planes festgesetzt. Er befand sich glücklicher Weise mit dem Grafen allein. Dieser besprach nach Tische, während sie noch bei einem Glase vaterländischen Weines saßen, verschiedene Geschäfte, legte offen mehrere seiner Speculationen dem horchenden Baron dar und zeichnete ihm schon im Voraus den Verlauf auf, den dieselben nach seiner Berechnung nehmen würden. Alfred stimmte in Allem bei, trank dem Freunde wacker zu und kam endlich mit seiner Bitte zum Vorschein, ihm jene Zeichnung zur Erinnerung an ihre Freundschaft zu schenken.

„Zur Erinnerung?“ fragte der Graf trocken. „Du verlässest mich ja noch nicht. Wir leben noch lange mitsammen, wie ich hoffe. Sage mir offen, was Du mit der Zeichnung beginnen willst, und vielleicht gebe ich Dir nicht eine, sondern mehrere, denn ich habe eine ganze Sammlung davon.“

Alfred spitzte die Ohren. Diese Sammlung schien ihm schon eine ganze Sammlung von zwölfhundert Thalern zu sein.

„Nun, wenn Du es wissen willst,“ sagte er, „ich beabsichtige die eine wenigstens meinem Vater zu schenken. Ich habe ihm von Dir geschrieben und ihm unsere Freundschaft gemeldet. Damit er nun sieht, welch ein vortrefflicher Künstler Du bist, will ich ihm zum Beweise davon jenes Bild schicken.“

Jetzt spitzte der Graf die Ohren. Er hatte sogleich einen

kleinen Plan zusammengesetzt. „Gut,“ sagte er, „wenn das Deine Absicht ist, so will ich Dir sogar noch ein werthvolleres Blatt geben. Jedoch knüpfe ich eine Bedingung daran.“

„Sie ist schon zugestanden, sprich.“

„Suche doch Deinen Vater zu bewegen, Dir einen Theil Deiner Erbschaft schon vor dem August auszuzahlen. Ich habe einige bedeutende Geschäfte vor, zu deren glücklicher Vollführung große Summen gehören. Je höher Du Dich dabei betheiligst, um so höher beläuft sich Dein Gewinn.“

„Wenn es weiter nichts ist, die Sache ist schon eingeleitet, auch will ich mir alle Mühe geben, sie in's Werk zu setzen. Er hat gewiß schon das Geld in Händen, wie er immer große Summen vorräthig hat, und es wird ihm ziemlich gleichgültig sein, ob er die Erbschaft einige Tage früher oder später auszahlt.“

„Welche Thorheit von einem so reichen Manne, große Summen todt liegen zu lassen. Was könnte damit gemacht werden!“ flüsterte der Graf, als ob er zu sich selbst spräche.

„Ja freilich, aber er hat darüber seine eigenen krähwinklerischen Gedanken. Er ist ein Edelmann aus der alten Schule, und der Aufschwung der neueren Industrie, das Geld auf den rechten Markt zu bringen, ist ihm so gut wie ein böhmisches Dorf.“

„Hat er denn die Gelder nicht bei seinem Bankier stehen?“ fragte der Graf nachlässig.

„Gott bewahre, sie liegen in der Regel in seinem Schranke in seinem Wohnzimmer.“

„Ha!“ sagte der Graf, reckte seinen Kopf in die Höhe und lüftete sich die Halsbinde. „Das nenne ich Thorheit! Er wird doch wenigstens einen eisernen Geldschrank haben?“

„Nein, so viel ich weiß, hat er den auch nicht einmal — ich will mich aber danach umsehen, wenn ich hinkomme.“

„Ja, thue das und gieb ihm eine gute Lehre, wie man mit so vielem Gelde vernünftig umgeht.“

„Das würde nicht viel fruchten; mein Vater ist kein Mann, der von seinen Kindern weise Lehren annimmt, er geht in allen Dingen seinen eigenen Gang!“

„Da hat er Euch Brüdern wohl auch nicht viel weise Lehren mit auf den Weg gegeben?“

„Nun, zum Ueberfluß gerade nicht. Wenn wir nur nicht vergessen, daß wir Brandaus sind, so fragt er nicht viel nach unserm Thun. Seine Familienehre nur geht ihm über Alles.“

„So!“ — Und der Graf Zaretta strich sich mit der Hand über die düstere Stirn, als sei er schon wieder einem neuen Geschäfte auf der Spur. „Ich will Dir die Zeichnung geben,“ sagte er nach einer Weile, „unter der Bedingung natürlich, die Du so eben eingegangen bist.“

„Du hast mir einige aus Deiner Sammlung versprochen —“

„Auch das. Aber halt — noch Eins! Sage meinem Kammerdiener nichts davon,“ setzte er leise hinzu. „Der einfältige Mensch hängt mit einer wahren Leidenschaft an diesen Zeichnungen. Sein Vater war Kupferstecher — Du verstehst!“ —

„Das sollte mir einfallen! Was geht mich Dein Kammerdiener an! Der Kerl gefällt mir überhaupt nicht; er ist grob gegen Dich und mich und nimmt sich viel zu viel heraus. Wenn er mir gehörte, jagte ich ihn noch heute davon.“

„Sachte, sachte, mein Freund. Das geht so rasch nicht. Ich kenne ihn seit seiner Jugend; er ist treu wie Gold und mein kundigster Spion. Auf ihn kann ich mich in allen Stücken verlassen. So brauchbare Leute findet man nicht alle Tage. Wart' — ich will Dir sogleich einige von den

Zeichnungen holen, er ist gerade nicht da, er besucht heute Abend, glaube ich, das Theater."

„Wie? Und das duldest Du?"

„Dulden? Du scherzest. Ich nöthige ihn sogar dazu. Solchen Dienern muß man bisweilen ein Vergnügen gewähren, denn sie haben schweren Dienst. Sie müssen Tag und Nacht zu unserm Befehle stehen."

Mit diesen Worten stand er auf, ging in sein Cabinet und holte, ohne Licht dabei zu bedürfen, ein halbes Dutzend ähnlicher kostbarer Federzeichnungen heraus, wie die, deren wir kürzlich Erwähnung gethan. „Da," sagte er zu dem erstaunten Freunde, „nimm sie und schenke sie Deinem Vater. Grüße ihn von mir und vergiß die guten Lehren wegen der Gelder nicht. Jetzt aber laß mich allein, ich habe noch einige Briefe zu schreiben, da ich morgen mit dem Frühesten fort will."

Der Graf war mit seinem Kammerdiener abgereist und Alfred von Brandau hatte freien Spielraum, seinen Gelüsten in Bezug auf die kostbaren Zeichnungen nachzugehen. Am Mittag des nächsten Tages rollte er behutsam eine derselben, die, auf chinesischem Papier sauber ausgeführt, eine italienische Landschaft darstellte, zusammen und begab sich in eine Kunsthandlung, von der er wußte, daß sie der Sammelplatz aller Kunstfreunde der Residenz und die Niederlage aller möglichen künstlerischen Erzeugnisse war. Zufällig kannte ihn der Besitzer dieser Handlung, der ein großer Kenner aller in sein Fach einschlagenden Darstellungen war, aber Alfred hatte davon keine Ahnung, da er selbst diesen Mann zum ersten Male in seinem Leben zu sehen vermeinte.

Der Baron trat in die neben dem eigentlichen Laden

befindlichen Gemächer, betrachtete einige Oelgemälde, für die er keine besondere Liebhaberei hatte, und fragte dann mit einiger Hast, ob der Herr auch kostbare Federzeichnungen besitze?

„Nur zwei oder drei Stücke," erwiderte der Kaufmann höflich, „denn dergleichen sind selten. Nur wenige Leute kaufen sie, da sie nur für Kenner Werth haben."

„Zeigen Sie sie mir."

Der Händler führte den jungen Edelmann vor einen Glasschrank, öffnete ihn und nahm eine Zeichnung heraus, die gut war, aber nicht den halben Werth von derjenigen hatte, die der Baron in der Hand trug, was er sogar selbst auf den ersten Blick erkannte.

„Das ist nichts Bedeutendes," sagte er mit erheuchelter Kennermiene.

„Um Entschuldigung, mein Herr, sie ist vortrefflich."

„Bah! Ich habe etwas Besseres."

„Da bin ich neugierig."

„Hier, sehen Sie da!"

Der Kaufmann entrollte mit Vorsicht das hingereichte Blatt und warf nur einen Blick darauf, als er zurückfuhr und entzückt sagte: „Sie haben Recht, das ist ein Kunstwerk. Es ist italienische Arbeit. Die ist die seltenste von allen."

„Gewiß ist sie es. Wie hoch taxiren Sie das?"

Der Kaufmann schwieg, aber er überlegte. Hin und her drehte er seinen fleischigen Kopf in der steifen Halscravatte und rechnete, indem er mit wahren Luchsaugen wohl zehnmal über die Zeichnung fuhr.

„Das kann ich Ihnen für den Augenblick nicht sagen," hüstelte er. „Ich muß erst mit einigen Kunstfreunden darüber Rücksprache nehmen. Jedenfalls ist der Werth nicht unbedeutend. Es hat sie ein wahrer Künstler gemacht."

„Das ist er freilich,“ sagte der Baron hochmüthig.

„Also Sie wissen seinen Namen?“

„Gewiß weiß ich ihn.“

„Wenn der Name bekannt ist, so verdoppelt sich der Werth des Stückes.“

Alfred schwankte, ob er den Namen des Künstlers nennen sollte. Endlich beschloß er, ihn zu verschweigen. „Ich werde ihn nicht nennen,“ sagte er bedächtig, „da mit diesem Bilde ein gewisses Familiengeheimniß verknüpft ist.“

„Ich bin es zufrieden. Wollen Sie mir diese Zeichnung hier lassen? In einigen Tagen werde ich Ihnen sagen können, was sie werth ist, falls Sie sie zu verkaufen gedenken.“

„So behalten Sie sie zu dem Zwecke. Ja, ich will sie verkaufen. — Kennen Sie mich etwa?“

„Von Ansehen — ja! Aber den Namen habe ich kaum die Ehre zu wissen. Doch ja — Sie sind der Herr Baron von Brandau, wenn ich nicht irre.“

„Also Sie kennen mich. Ja, ich bin der Baron Brandau.“

„Aber Ihre Wohnung?“

„Ich wohne bei dem Grafen Zaretta in der . . . straße.“

„Ah!“ sagte der Kaufmann, dem ein Licht aufzugehen schien über das Familiengeheimniß der Zeichnung. „Und Sie haben noch mehr davon?“

„Noch drei oder vier Blätter. Aber ich bitte Sie darum, meinen Namen geheim zu halten, ich mag es nicht wissen lassen, daß ich —“

„Sie brauchen mir kein Wort weiter zu sagen, Herr Baron. Ich verstehe. Dergleichen kommt bei mir oft vor.“ —

Am nächsten Tage um dieselbe Zeit erschien der Baron Brandau abermals, diesmal aber mit vier Federzeichnungen. Eine einzige hatte er zurückbehalten, die er bei Gelegenheit seinem Vater geben wollte, was er indessen in der Fluth der Ereignisse, die über ihn hereinbrach, vergaß.

Der Kunsthändler begrüßte ihn sehr ehrerbietig. „Ihre Zeichnung, mein Herr Baron, hat noch einen größeren Werth, als ich dachte," sagte er. „Ich habe sie einigen Kennern gezeigt und sie sind alle davon entzückt. Darf ich sie verkaufen?"

„Ich verkaufe sie nur alle auf einmal. Hier sind noch einige."

Der Kaufmann entrollte sie hastig nach einander und war über jede von Neuem entzückt. Er fand sie alle gleich vortrefflich. Plötzlich blieb sein Blick auf einem der Blätter haften. Er hatte darunter ein eigenthümlich geschnörkeltes Z. bemerkt, was der Graf selber übersehen, da er sie in der Geschwindigkeit und noch dazu am Abend für seinen Freund auserlesen hatte. Es war eins von jenen Blättern, welche er in früherer Zeit zum Andenken für einen Freund angefertigt hatte, der ihm aber zu schnell abgereist war, um das Zeichen der Erinnerung mitnehmen zu können. Der Kaufmann verhehlte jedoch seine Entdeckung. Er versprach die Stücke einzeln oder im Ganzen so vortheilhaft wie möglich zu verkaufen; der Baron dagegen verhieß bei Gelegenheit wiederzukommen und entfernte sich, im Innern über seine Erfindungsgabe, auf leichte Weise Geld zu verdienen, frohlockend.

Viertes Kapitel.

Die ersten Verluste.

Die kurze Freude über diese so schnelle Verwirklichung seiner brennendsten Wünsche, Geld und immer wieder Geld zu erhalten, um, indem er sein Vermögen dadurch vermehrte, zugleich seine Habsucht zu befriedigen und sich die Aussicht auf einen erhöheten Lebensgenuß zu verschaffen, war auch beinahe einer der letzten Triumphe, der dem Sohn des alten Barons auf Holzendorf in seinem gemeinschaftlichen Leben mit dem Grafen Zaretta zu Theil werden sollte. Vier Tage hatte er Zeit, sich über sein Geschick, auch einmal auf eigene Hand kaufmännische Geschäfte zu betreiben, glücklich zu preisen, da brach das Unheil, leise und langsam mit seinem schwarzen Fittig rauschend, allmälig über seinem Kopfe zusammen. Vier Tage war Graf Zaretta mit seinem Kammerdiener auf Reisen gewesen, da traf er eines Abends unerwartet in seinem glänzenden Hause wieder ein. Der Baron, der ihn freudig und theilnehmend empfing, wunderte sich über sein düsteres Aussehen; er glaubte in der That, dem Grafen sei irgend ein Geschäft mißglückt, denn er kannte noch nicht die vielgeübte Verschmitztheit desselben, sein Gesicht stets eine nach seinen Be-

dürfnissen rasch gewandelte Maske sein zu lassen, um Andere nach Belieben zu seinem eigenen Vortheil um so leichter täuschen zu können. Mit mürrischer Miene und kalten Geberden, die seine, wenn er wollte, so feinen aristokratischen Manieren mit einer auffallend gemeineren Farbe übertünchte, trat er die Treppe herauf und begab sich sogleich in Alfred's Zimmer. Dieser glaubte kaum seinen Augen trauen zu dürfen, als er einen gänzlich umgewandelten Menschen vor sich sah.

Aber nicht allein der Graf, auch der Kammerdiener gab sich das Ansehen eines Maulenden. Kaum begrüßte er den Baron, als dieser ihm in den Weg trat, und selbst dann that er es mit einer gewissen verächtlichen Miene, die Alfred schon oft an ihm bemerkt und die zu strafen er sich längst vorgenommen hatte, sobald sich die Gelegenheit dazu bieten würde. Von dem Diener daher für den Augenblick Abstand nehmend, wandte er sich an dessen Herrn.

„Was hast Du, Zaretta?“ redete er ihn an. „Ist Dir etwas Unangenehmes begegnet?“

„Ja, ja!“ war die mit barschem Tone gesprochene Antwort. „Frage mich nicht, Du wirst es noch zeitig genug erfahren.“

„Ist Deine Speculationsreise nicht günstig abgelaufen?“

„Das nicht, aber in meiner Abwesenheit haben sich genug unangenehme Dinge zugetragen.“

Alfred erblaßte. Sein Gewissen schlug ihm. Sollte der Graf seinen Handel mit den Federzeichnungen meinen? Er mußte Gewißheit darüber haben.

„Wie hast Du das so schnell erfahren können,“ fragte er, „da Du eben erst angekommen bist?“

„Bah! Weißt Du nicht, daß ich mit dem Winde im Bunde stehe, der es mir flüsternd oder brausend zuträgt, was sich ereignet? Weißt Du nicht, daß ich Männer genug im Solde habe, die mir, wo sie mich sehen, durch ein Zeichen zu verstehen geben, was mir bevorsteht, Freude oder Sorge?“

„Da bist Du besser bedient als viele Andere."

„O ja. Aber höre zunächst, was ich Dir sagen muß. Nimm es nicht übel, aber es läßt sich nicht ändern. Du mußt mir meine Federzeichnungen wiedergeben."

Der Baron prallte zurück, als ob er eine Ohrfeige bekommen hätte. Also hatte sein Gewissen doch wahr gesprochen. „Wie?" sagte er, „fordert man Geschenke zurück, die man einem Freunde in guter Stunde gemacht hat."

„Unter Umständen — ja! Ich habe mich anders besonnen. Sie können Dir nichts nützen, mir fehlen sie aber in meiner Sammlung. Gieb sie her."

„Aber wenn ich sie nun nicht mehr hätte?"

Der Graf fixirte ihn scharf, als schien ihm sein theurer Freund mit dieser Frage aus den Wolken zu fallen. Aber sein Gesicht entfärbte sich dabei und seine Augen nahmen einen düsteren, beinahe rothglimmenden Schein an. „Solltest Du sie schon Deinem Vater gesandt und die Auszahlung der Erbschaft erhalten haben, die ich als einzige Bedingung für das Geschenk gestellt?"

„Nein, ich habe sie ihm noch nicht gesandt."

„Wo sind sie denn?"

„Ich habe sie einem Freunde gegeben, der sie bewundert und vielleicht Gelegenheit findet, sie theuer zu verkaufen."

Der Graf lächelte bitter. Er durchschaute augenblicklich den Zusammenhang der ihm absichtlich verborgenen Thatsache, was um so leichter war, da er die Triebfeder der Handlungsweise seines Freundes, die Habsucht, kannte, überdies genauer von dem Verbleib der Zeichnungen unterrichtet war, als Alfred annehmen konnte. „Wer ist dieser Freund?" fragte er kalt.

„Das laß mein Geheimniß bleiben," entgegnete der Baron, die Augen niederschlagend, denn des Grafen düstere Blicke wurden ihm lästig.

„Geheimniß?" fragte er. „Also Du hast Geheimnisse

vor mir? Das wußte ich nicht. Wenn ich nun welche vor Dir haben wollte, was würdest Du dann von mir sagen?“

Jetzt lächelte der Baron bitter; er glaubte ein Stück eines Sieges vor sich zu sehen und doch war es nur der Anfang zu seiner vollkommenen Niederlage.

„Was ich von Dir sagen würde?“ fragte er dagegen. „Nichts würde ich sagen, denn ich bin es längst gewohnt, daß Du welche von mir hast. Ich brauche nur einen Blick auf diese Thür und das Zimmer dahinter zu richten, so habe ich der Geheimnisse genug, die Du vor mir verbirgst.“

Der Graf verstand den Wink des Wortes und der Hand, der auf sein geheimes Cabinet deutete, sehr wohl. Da er wußte, daß ihm aus jenem Zimmer nichts von Bedeutung entwandt oder erspäht sein konnte, weil er auch diesmal auf seiner kleinen Reise, wie er jedesmal that, alle seine wichtigsten Papiere und Besitzthümer in einem großen Koffer mitgenommen hatte, so konnte sein Zorn, der sich jetzt in seinem ganzen Wesen zeigte, nicht auf dem Verdachte, bestohlen zu sein, beruhen, vielmehr ärgerte er sich nur, weil er dadurch klar erfuhr, daß ihn der Baron noch immer beargwöhnte. „Es ist gut,“ sagte er, „komm und folge mir in jenes Zimmer. Ich will Dir zeigen, wonach Du so lüstern bist.“

Bei diesen Worten zog er rasch den Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Thür und leuchtete mit einer von den Kerzen, die auf dem Tische standen, hinein. Aber Alfred trat unwillig zurück, so daß er keinen Blick in das geöffnete Zimmer werfen konnte.

„Ich danke Dir für Dein mir auf diese Art bewiesenes Vertrauen,“ sagte er mit edlem Anstande, „aber ich bin durchaus nicht neugierig, Deine Geheimnisse kennen zu lernen.“

Der Graf schloß das Zimmer wieder und antwortete etwas rasch, denn das hingeworfene Wort schien ihm ein

guter Ring zur längeren Kette: „Ich bin auch auf die Deinigen nicht neugierig, Alfred, aber ernstlich gesprochen, die Zeichnungen muß ich wieder haben. Hole sie also heute noch oder morgen in aller Frühe von Deinem Freunde ab und händige sie mir ein. Dann soll das Unangenehme zwischen uns vergessen sein und wir wollen uns wieder wie sonst unserm gewöhnlichen angenehmen Leben hingeben."

Der Baron versprach es und sie speisten diesen Abend zusammen in einem der ersten Gasthöfe der Stadt, da die Köchin des Grafen nicht auf die schnelle Rückkehr ihres Herrn vorbereitet war. —

Baron Alfred von Brandau stand, wie wir wissen, jeden Morgen gegen elf Uhr auf, denn er hatte ja nichts zu thun, als den Tag auf die mindest langweilige Weise verstreichen zu lassen. Diesen Morgen aber war er schon um sieben Uhr angekleidet, und als er von seinem Diener vernommen, daß der Graf mit Starozza in seinem Arbeitscabinet sei, ging er leise die Treppe hinunter, schlüpfte aus dem Hause, lief die Straße hinab, trat bei einem Conditor ein, wo er hastig eine Tasse Kaffee trank, und begab sich dann rasch nach der Stadtgegend, in welcher der Kunsthändler wohnte, dem er die Zeichnungen übergeben, die er so voreilig für sein Eigenthum gehalten hatte.

Wenn er aber der Meinung war, diesen Morgenspaziergang unbemerkt unternommen zu haben, so war er in einer argen Täuschung befangen, denn sowohl dieser, wie jeder seiner früheren Ausgänge wurde von einem vom Kammerdiener des Grafen gedungenen Aufpasser auf jedem Schritte verfolgt. Dieser wartete, bis er die Conditorei verließ und blieb auch dann noch einige Augenblicke vor dem Kunstladen stehen, die schönen Stiche betrachtend, die an seinem Schaufenster hingen. Fünf Minuten aber, nachdem der Baron wieder nach Hause gekommen war, wußte auch Starozza, was er wissen wollte,

und ein einziges Wort genügte, seinen Herrn von seiner neusten Erfahrung in Kenntniß zu setzen.

Alfred von Brandau trat also bei dem Kunsthändler ein. Der Herr befand sich selber noch nicht im Geschäft. Der Baron forderte daher den anwesenden Commis auf, ihm seine dem Herrn . . . überlieferten Federzeichnungen auszuhändigen, da er beabsichtige, sie anderwärts zu verkaufen.

„Ach, die schönen Federzeichnungen!“ sagte der Commis, noch gähnend, denn er war eben erst aus seiner Schlafkammer in den Laden getreten. „Ja — ich glaube, ich glaube — aber ich weiß es freilich nicht bestimmt, die sind gestern Abend spät verkauft.“

Alfred wußte nicht, ob er erfreut oder betrübt über diesen schnellen Verkauf sein sollte, daher machte er ein verwundertes Gesicht und schien die einfache Aeußerung des Commis nicht begreifen zu können.

„Soll ich vielleicht den Herrn selber benachrichtigen?“

„Ja, thun Sie das, aber rasch.“

Während der Commis einen Diener in das obere Stockwerk sandte, wo sein Herr wohnte, und dieser sich zum Erscheinen im Laden ankleidete, ging der Baron in letzterem unruhig auf und nieder. Endlich erschien der Erwartete. Sobald er des Barons ansichtig wurde, rief er freudig:

„Ah, mein Herr Baron, unser Geschäft wäre glücklich gemacht!“

„Wie, es ist gemacht? Ich wollte aber, es wäre nicht gemacht. Ich stand eben im Begriff, Sie zu bitten, mir meine Zeichnungen wiederzugeben.“

Der Kaufmann ließ ein sehr verblüfftes Gesicht sehen. „Das bedauere ich sehr,“ sagte er langsam und mit der Miene eines Delinquenten, „das ist nicht mehr möglich. Ihr Auftrag lautete zu bestimmt auf den Verkauf.“

„Aber wer hat sie gekauft?“ fragte der Baron unruhig.

„Auch damit kann ich nicht dienen. Gestern Morgen kam ein Herr hierher, den ich nicht kannte, auch noch nie gesehen habe, und suchte sich eins von den Blättern aus.“

„Nur Eins? Wo blieben die anderen?“

„Die holte noch gestern Abend spät ebenfalls ein Unbekannter, der geradezu fragte, ob mir nicht gute Federzeichnungen zum Verkaufe angeboten seien?“

Der Baron stand wie gelähmt vor dem Kaufmann, der dies Alles mit unglaublicher Ruhe vorbrachte. „Wie war denn dies Letztere möglich?“ dachte er. „Ach ja, so konnte es sein. Der erste Käufer vom Morgen hatte wahrscheinlich einem zweiten Liebhaber oder Kenner seinen Kauf und zugleich die Quelle, wo noch andere Zeichnungen zu finden, mitgetheilt. Der wollte sich dieselben nun nicht entgehen lassen, und so kaufte er sie noch schnell am Abend.“ Dies bedenkend, vergaß der Baron sogar nach dem erhaltenen Preise zu fragen. Erst der Händler erinnerte ihn daran, indem er bescheiden fragte:

„Sie werden wahrscheinlich wissen wollen, wie theuer sie verkauft sind?“

„Ja — das möchte ich wohl wissen!“ rief Alfred, aus seinen Träumen erwachend.

„Der Herr gestern Morgen hat mit mir arg gehandelt,“ sagte er, „ich habe nur zwanzig Louisd'or dafür erhalten.“

„Zwanzig Louisd'or!“ rief beinahe erschrocken der Baron.

Der Kaufmann zuckte die Achseln. „Das scheint mir ein hoher Preis zu sein.“

„Ich bitte Sie, das eine war wenigstens zweihundert Pfund Sterling werth.“

„Ja, freilich, mein Herr, für den Liebhaber, den Sammler, vielleicht eine fürstliche Person oder einen englischen Lord — aber bei uns zahlt man so viel nicht.“

„Aber die anderen?“ fragte der Baron, in seinen Erwartungen bedeutend herabgestimmt.

„Ja, das war merkwürdig. Der Herr am Abend schien es sehr eilig zu haben; er fürchtete offenbar, daß ihm ein Anderer zuvorkäme. Er zahlte ohne Handel dreißig Louisd'or für das Stück."

„Das macht also im Ganzen?" fragte Alfred, etwas aufgeheitert.

„Das macht hundertundvierzig Louisd'or. -- Und hier sind sie."

Der Kunsthändler trat an einen eisernen Geldschrank, öffnete ihn und zählte die klingenden Goldstücke auf einen Marmortisch. „Eine ganz hübsche Summe für fünf Blätter Papier!" dachte der habsüchtige Baron. „Schade, daß ich nicht die ganze Mappe des Grafen zu verkaufen habe."

Der Händler war mit dem Aufzählen des Goldes fertig. Der Baron zählte vorsichtig nach, strich dann das Geld zusammen und steckte es in die Tasche.

Der Händler sah ihn groß an. Schon verbeugte sich der Baron, um sich schleunigst zu entfernen.

„Ja, aber — Sie entschuldigen, Herr Baron," sagte jener, einen Schritt näher tretend — „Sie haben die ganze Summe eingesteckt —"

„Nun ja, freilich, warum denn nicht?"

„Ich habe ja noch nicht meine Gebühren für den Verkauf erhalten."

„Gebühren? Ach so! Ich dachte, Sie hätten schon vorweg Ihren Gewinnst in Sicherheit gebracht," sagte der Baron grob und nahm innerhalb der Tasche mit zwei Fingern wieder ein Goldstück auf. „Wie hoch belaufen sich Ihre Gebühren?"

„Zehn Louisd'or, Herr Baron!"

„Was! Sie scherzen! Das ist ja ein halbes Bild —"

„Eine halbe Federzeichnung wenigstens. Aber das ist meine Taxe."

Baron Alfred von Brandau, der sich geschämt hätte, wenn ihn in diesem Augenblick sein alter braver Vater, der tadellose Edelmann, gesehen, schämte sich vor dem Kaufmann, den er für weiter Nichts als einen gemeinen Krämer hielt, nicht im Geringsten. Er nahm langsam zehn Goldstücke, warf sie auf den Tisch und eilte aus dem Laden, ohne ein Wort zu sagen, nur ein unverständliches Brummen von sich gebend. Der Händler aber lächelte auf eine gewisse feine Art hinter ihm her und strich seine Gebühren ein. Ohne Zweifel hatte er ein besseres Geschäft als der Herr Baron selber gemacht.

Als Alfred nach Hause kam, etwas langsamer zurückkehrend, als er fortgegangen war, denn er hatte wohl zu überlegen, wie er seinem Freunde gegenüber den Verlust der so eifrig zurückbegehrten Zeichnungen entschuldigen sollte — als er, sagen wir, nach Hause kam und über den gemeinschaftlichen Flur hinter der verschlossenen Treppenthür nach seinem Zimmer ging, begegnete ihm der Kammerdiener seines Freundes. Dieser hatte den hochmüthigen Baron, der ihn wie einen gemeinen Lakaien behandelte, niemals leiden können, seit einiger Zeit aber hatte er offenbar einen grimmigen und leise im Stillen fortwuchernden Haß auf ihn geworfen. Auch heute verkniff er seinen Groll nicht im Geringsten, sondern schleuderte ihm einen Seitenblick zu, der den Baron auf etwas Ernstlicheres hätte aufmerksam machen müssen, wenn er ihn bemerkt oder richtig gewürdigt hätte.

„Ist der Herr Graf noch im Arbeitscabinet?“ fragte der Baron den Diener mit dem steifen und kalten Tone, in welchem er seine Untergebenen gewöhnlich anzureden pflegte.

„Ja!“ grollte der Kammerdiener und wollte an dem Baron vorbei in irgend ein Zimmer seines Herrn schlüpfen.

Der Baron befand sich in Aufregung, nicht über den Diener, sondern über etwas Anderes, jener gab ihm nur Ge-

legenheit, diese Aufregung von Neuem zu fühlen und auszulassen, und bei seinem heftigen Temperament steigerte sich sein Zorn immer durch sich selbst am höchsten. „Seit wann stehst Du nicht mehr still, wenn ich mit Dir zu reden habe?“ fuhr er ihn grob und heftig an.

Der Kammerdiener blieb wie verblüfft auf seinem Wege stehen, schaute sich nach dem Baron verwundert um und maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, auf eine so unverschämte und kecke Art, daß diese Bedientenmanier, die an und für sich eine Beleidigung war, selbst ohne Worte dem stolzen Edelmann tief in's Herz schneiden mußte. Aber eben, als er sich emporrichtete, um mit aller seiner Heftigkeit den Kammerdiener niederzudonnern, öffnete dieser seinen großen und in der That sehr gemeinen Mund und sagte mit schneidendem Hohne in jedem Zuge seines Gesichts:

„Seit wann belieben Sie mich denn zu dutzen? Glauben Sie, daß ich, weil Sie meinen Herrn so familiär behandeln, Ihnen dieselbe Vertraulichkeit gestatte? Ich verbitte mir das sogar von Ihnen für jetzt und künftig.“

Der Baron fuhr wie von einer Schlange gestochen zurück, blickte sich rings um, als suche er einen Stock oder irgend einen anderen Gegenstand, den er ergreifen und damit auf den Unverschämten losstürzen könnte. Aber er fand nichts in seiner Nähe und, wenn er es auch gefunden, der geschmeidige Dalmatier hätte ihm nicht die Zeit dazu gelassen, es zu gebrauchen, denn er verschwand wie ein Aal im Zimmer seines Herrn, um diesem ohne Zweifel die widerfahrene Beleidigung zuerst zu hinterbringen. Der Baron betrat wuthschnaubend sein Zimmer. Dergleichen mußte arg geahndet werden und durfte nicht wieder vorkommen. Er wollte seinem Freunde eine Rede halten, die dieser nicht unbenutzt der Vergessenheit übergeben würde. Allein der Graf ließ ihm hinreichend Zeit, seinen Grimm zu verkochen, er kam noch lange

nicht, und als er endlich kam, hatte er eine Miene angenommen, die den Baron schnell seinen Vorsatz vergessen ließ.

Der Graf sah mehr betrübt und niedergeschlagen als zornig aus. Sein Blick, seine Miene, seine ganze Haltung hatte etwas Geknicktes, als würde er von einem tiefen Seelenleiden geplagt. So hatte Alfred seinen Freund noch nie gesehen. „Wie, mein Freund," empfing er den Grafen, der eben jetzt eine seiner Matadorenrollen spielte, auf seinem Zimmer — „hat Dich der Mensch so tief verwundet?"

„Welcher Mensch?" fragte der Graf, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Dein Kammerdiener, der mich tödtlich beleidigt hat."

„Ach, laß doch diese Zänkereien mit Bedienten und dergleichen, wir haben wichtigere Dinge vor uns, mein Freund. — Wo sind die Federzeichnungen?"

Letztere, schon mit nachdrücklicherer Stimme gesprochene Frage schnitt dem Gefragten wie ein Dolchstoß durch's Herz — so etwas Eisiges, Bestimmtes, Herrisches lag in den kurzen Worten.

„Hier ist eins," sagte er langsam und nahm das für seinen Vater zurückbehaltene Blatt aus einem Fache. „Die anderen sind nicht mehr in meinem Besitz."

„Kannst Du sie denn nicht wiedererlangen?"

„Nein, sie sind von dem Tölpel, dem ich sie zur Ansicht gegeben, in Folge eines Mißverständnisses an Unbekannte verkauft und hier ist das Geld dafür — es ist natürlich Dein!"

„Mensch!" wollte der Graf mit kaum unterdrückter Wuth ausrufen, aber er mäßigte sich mit Gewalt und sagte: „Brandau! Wie kannst Du mich so betrügen?"

„Betrügen?" fuhr der Baron auf und sein Gesicht wurde kirschroth.

Der Graf sah ein Ungewitter vorher, das abgeleitet werden mußte. Für so empfindlich hatte er den Baron nicht

gehalten. Er nahm sich zusammen, wurde aber sehr blaß dabei. „Versteh' mich recht," erläuterte er mit sanfterer Stimme, „es war Unrecht, mich nicht Theilnehmer Deines Geschäfts sein zu lassen, wie Du Theilnehmer des meinigen bist."

„Theilnehmer bist Du nicht an diesem Geschäfte," sagte Alfred noch immer etwas in Hitze, „ich habe es ganz allein für Dich gemacht — für mich verzichte ich darauf. Künftig aber verbitte ich mir Worte, die meinen Stand und meine Ehre beleidigen."

„Das war nicht meine Absicht," sagte der Graf, matt lächelnd und nahm plötzlich wieder die schmerzerfüllte Miene an, mit der er vorher bei seinem Freunde eingetreten war. „Aber wieviel Geld hast Du denn da?"

„Du hast mir sechs Zeichnungen gegeben. Eine davon liegt hier. Fünf sind also verkauft. Eine für zwanzig, vier für dreißig Louisd'or. Das macht hundertundvierzig, da sind sie, nach Abzug der zehn Louisd'or für den Verkäufer."

„Wieviel hat Dir denn dieser Verkäufer für die vier letzten gegeben?" fragte langsam und die Miene des Barons wie ein Spürhund belauernd der Graf.

„Ich sagte es Dir ja — dreißig für das Stück."

Ueber das schon hinreichend düstere Gesicht des Grafen fuhr ein noch dunklerer Schatten. Er war in Zweifel, wer hier eigentlich der Betrüger sei, der Baron oder der Kaufmann, denn er wußte bestimmt, wieviel Louisd'or der letztere dem Fremden, der am Abend die vier Zeichnungen erstanden, dafür abgenommen hatte. „Aber es thut nichts," dachte er plötzlich. „Das kommt Alles auf eine Rechnung. Einer wird Alles bezahlen — vorwärts! Spielen wir das Stück zu Ende. Er hat mich nicht mit seinem Betruge verschont, schonen wir ihn nun auch nicht mehr, wie Starozza ganz richtig bemerkt."

„Es ist gut," sagte er laut und setzte sich gedankenvoll

auf einen mit Sammt überzogenen Sessel. — „Ach, Alfred, ich habe Dir ebenfalls eine unangenehme Nachricht mitzutheilen."

„Ebenfalls unangenehm? War Dir denn die meinige so unangenehm?"

„Sehr, mein Freund, der Verlust dieser fünf Zeichnungen ist mir überaus schmerzlich. Um so mehr, da er mich zwingt, Dir einen anderen Verlust mitzutheilen, den ich Dir bisher aus einem gewissen Zartgefühl verborgen habe. Ja, sieh mich nicht so erstaunt an, es ist wahr, wir haben einige kleine Verluste erlitten."

„Verluste!" rief Alfred mit stierem Auge, in dem sich sein unersättlicher Gelddurst unverkennbar malte. „Was und wobei haben wir denn verloren?"

„Geld haben wir verloren, an 10,000 Thaler; Dich trifft ein Drittel davon, mich sogar zwei Drittel."

„Aber wobei, wobei?" rief Alfred mit zitternder Stimme.

„Ein nichtswürdiger Mensch hat mir ein kleines Gut abgekauft und mich betrogen. Kaum hatte er es, so verkaufte er es an einen Dritten, steckte die Gelder ein und ging auf und davon, denn er ist ein Bettler."

„Bah! Giebt es denn keine Gesetze für solchen Betrug?" fuhr Alfred aufbrausend los.

„Gesetze!" sagte der Graf achselzuckend. „Wollen wir uns bei den Gesetzmachern beschweren, daß wir so wenig schlau gewesen sind, uns von einem Habenichts betrügen zu lassen? Unsere Schuld, mein Lieber, unsere Schuld, warum erkundigten wir uns nicht genauer!"

„Erkundigten wir uns — was soll das heißen? Ich habe mich ja gar nicht erkundigt — das war Deine Sache, wie Du mir lange und oft genug sagtest."

„Allerdings meine; aber die meinige ist auch die Deinige; wir speculiren gemeinschaftlich, theilen Gewinn und Verlust,

und unsere gegenseitige Uebereinkunft darin beruht auf Vertrauen, reinem persönlichen Vertrauen."

Der Baron riß die Augen weit auf und glotzte den Grafen an. Eine Art Vision ging an seinem inneren Auge vorüber, aber leider zu rasch, um von Wirkung zu sein. „Wenn Du nun Dein Vertrauen zu blindlings auf diesen Dalmatier gesetzt?" hatte ihm diese Vision zugeraunt. Aber der Graf, der etwas dergleichen auf seinem Gesicht lesen mochte, denn sein Auge hatte die Schärfe eines Habichts angenommen, womit er jede Miene des Barons belauerte, lächelte sogleich wieder etwas heiterer.

„Das thut uns jedoch nichts," sagte er, „das thut uns gar nichts. Solche kleine Verluste kommen nicht gar selten vor. Wir wollen künftig vorsichtiger zu Werke gehen. Wir wollen dafür einen tüchtigen Zug thun, einen wahren Speculantenzug. Und gerade jetzt ist die Gelegenheit dazu. Ich kann in drei Wochen an der Börse an 20,000 Thaler verdienen, wenn ich von einem mir bekannten Engroshändler Getreide kaufe. Die Preise steigen in der Voraussicht der schlechten Erndte. Die Sache ist unzweifelhaft. So bringen wir den Verlust bald wieder doppelt ein. Aber dazu brauche ich Geld, baares Geld. Und Du, Du, mein Freund, mußt mir welches verschaffen."

„Ich?" rief Alfred innerlich frohlockend, denn er hatte schon wieder neue Hoffnung auf größeren Gewinn gefaßt.

„Ja, Du. Du mußt Deinen Vater um Vorausbezahlung Deines mütterlichen Erbes ernstlich angehen. Er hat ja das Geld vorräthig, sagst Du, und noch viel mehr. Oder hörte ich neulich falsch, als Du mir erzähltest, Dein verschollener ältester Bruder sei in der That im Meere umgekommen und Du werdest auch sein Erbe werden?"

Alfred war plötzlich in eine ganz neue Bahn geworfen. Der schlaue Dalmatier hatte den Tiger in ihm zu

fesseln verstanden. Er sann einen Augenblick nach, dann sagte er: „Das könnte allerdings gelingen. Wann brauchst Du das Geld?"

„In zwei, spätestens drei Tagen. Ich muß baar zahlen, denn Getreidekäufe werden nur in Angesicht des Geldes geschlossen?"

„Davon verstehe ich nichts. Aber ich will zu meinem Vater. Du hast Recht."

„Du mußt zu Deinem Vater. Es ist dies der einzige Weg. Und so rasch wie möglich."

Alfred glühte vor Eifer. Noch an demselben Tage Mittags reiste er ab. Wir wissen, wie und wann er so unerwartet zu seinem Vater nach Holzendorf kam, und auch, wie glücklich seine Absicht erreicht wurde, wenn er sich auch in der Eisennatur des alten Barons verrechnet hatte, der die Erbschaft der Mutter erst an dem Tage an seine Söhne auszahlen wollte, an welchem sie fällig war.

Fünftes Kapitel.

In und nach der Oper.

Wie man sich denken kann, erwartete Graf Zaretta mit großer Spannung die Rückkehr des Barons von seiner kurzen Reise, und daß Alfred sich beeilte, sein so brutal errungenes Gut in Sicherheit zu bringen und dem Wolf in den Rachen zu jagen, ist eben so klar. Während seiner Abwesenheit hatte sein Freund wichtige Unterhandlungen mit seinem vertrauten Kammerdiener gepflogen, der, wir ahnen es schon lange, in viel vertrauteren Verhältnissen mit ihm stand, als es sogar den Anschein hatte. Starozza, die Beweggründe seines Herrn würdigend und seinen genialen Eingebungen zu folgen entschlossen, hatte gelobt, seinen gegen den Baron innerlich kochenden Grimm, der ihn wie einen untergeordneten Lakaien behandelte, nicht so auffallend blicken zu lassen wie bisher und dem Freunde seines Herrn eine unterwürfigere Miene zu zeigen. Daß es ihm mit diesem Gelöbniß Ernst war, davon überzeugte sich Alfred bei seinem ersten Schritt im Hause seines Freundes. Starozza empfing den Zurückkehrenden mit süßlicher Miene, die beinahe einen Schein behaglicher Zufriedenheit annahm, als er das glückverheißende Aussehen des jungen

Barons gewahrte. Jedenfalls hatte dieser, wenn nicht die erwarteten oder beabsichtigten, doch gute Erfolge bei seinem Vater erzielt. Er sah heiter und zufriedengestellt aus.

„Ist der Graf zu Hause?“ war sein erstes Wort an den unterthänig sich verneigenden Kammerdiener.

„Er wird sich freuen, Sie wiederzusehen, Herr Baron!“ lautete die schmunzelnde Antwort, und Starozza öffnete höflich die Thür, die in die Gemächer seines Herrn führte.

Der Graf lag auf einem Sopha und las einige Zeitungen aufmerksam und sogar mit großer Spannung durch. Es war dies in letzter Zeit eine seiner hauptsächlichsten Beschäftigungen gewesen. Er hatte auf alle möglichen Tagesblätter abonnirt und diese wurden tagtäglich von einem besonders damit beauftragten Diener von der Post geholt. Auch Starozza theilte, beiläufig gesagt, die Leidenschaft seines Herrn, wie er viele seiner Neigungen theilte, und während dieser einen Theil der Blätter durchflog, spähte er selbst einen anderen derselben durch.

Also der Graf lag auf dem Sopha, las eine französische Zeitung und rauchte eine feine Havannah. Da trat der Baron freudestrahlend ein und begrüßte seinen Freund ungewöhnlich laut. Dieser warf die Zeitung sogleich bei Seite und musterte mit Kennerblick Gesicht und Benehmen des Rückkehrenden. Auch er hatte, wie sein Diener, bald wahrgenommen, daß der Baron Ueberbringer einer frohen Botschaft sei. Sein großes Interesse daran jedoch meisterhaft verbergend, that er einige unbedeutende Fragen und fing dann plötzlich von der neuen Oper an zu reden, die diesen Abend zum ersten Male gegeben werden sollte. Es sei gewiß, fügte er bei, daß die . . . singe, denn es stände heute in der Zeitung.

„Nun, auf meine Ehre!“ rief der Baron verwundert aus, „mit solchen Albernheiten und Kleinigkeiten beschäftigst Du Dich heute? Hast Du nichts Wichtigeres zu denken?“

„Ich dächte, der Prophet wäre für uns lebenslustige Leute Wichtiges genug. Ich werde die Oper besuchen und Du hoffentlich auch.“

„Meinetwegen, ja, wenn es sein muß. Aber, wie, Du fragst nicht nach dem Erfolge meiner Reise?“ setzte er hinzu, beinahe betrübt über die Gleichgültigkeit seines Freundes.

„Nein,“ erwiderte der Graf mit großer Würde und augenblicklich sich entwickelndem Ernst. „Ich frage nicht; denn ich bin ein so vollkommener Menschenkenner und Geschäftsmann, daß ich Dir schon den Erfolg Deiner Reise an der Stimme angehört habe, als Du noch auf der Treppe warst.“

„Also Du vermuthest —?“

„Ich weiß, daß Du ein glückliches Resultat erzielt hast.“

„Ja, aber die Erbschaft wird nicht vor dem August ausgezahlt.“

Die Miene des Grafen verfinsterte sich, wie die strahlende Sonne sogar durch ein kleines Wölkchen getrübt werden kann. Er sagte freilich nichts, aber sein Auge fragte deutlich genug: „Narr, worüber frohlockst Du denn?“

„Ich habe jedoch eine hübsche Summe geschenksweise von meinem Vater erhalten,“ fuhr Alfred fort. „Er hatte gerade gestern 22,000 Thaler von der Eisenbahngesellschaft für Abtretung eines Stück Landes ausgezahlt erhalten, was ich schon unterwegs in der Nähe des Gutes erfuhr.“

Des Grafen Auge nahm wieder einen wahren Sonnenblick an, die kleine Wolke war vorübergezogen. „Du hast einen vortrefflichen Vater,“ sagte er mit einem Tone, wie nur ein Prediger auf der Kanzel ihn haben kann.

„Ja — und hier ist das Geld, sieh — sind die Scheine gut?“

Der Graf nahm die auf den Tisch geworfenen Scheine

auf, überflog sie mit prüfendem Auge und lächelte befriedigt. „Gewiß," sagte er, „das ist königliches Papier."

„Das meine ich auch."

„Wollen wir gleich das bewußte Geschäft abschließen?"

„Sogleich? Ich denke, das geschieht an der Börse?"

„Allerdings, da ist es wenigstens contrahirt. Der Händler aber, mit dem ich wegen der Lieferungen abgeschlossen, wartet jeden Augenblick auf die Zahlung — das Geschäft könnte sonst in andere Hände übergehen."

„Dann laß uns eilen."

„Wie hoch gehst Du mit?"

„Erst muß ich doch wissen, wie hoch Du Dich selber betheiligt —"

„Das ist richtig. Ich zahle beim ersten Termine 10,000 Thaler. Ich brauche noch 5000."

„5000!" sagte der Baron nachdenklich. „Gut — da sind sie. Gieb mir eine Bescheinigung darüber."

Der Graf klingelte. Der Kammerdiener trat ein. Anstatt aber sein Auge auf seinen Herrn und dessen Begehren zu richten, funkelte es sogleich die wahrgenommenen Papiere an, blickte befriedigt und wandte sich dann erst fragend auf seinen Herrn.

„Gieb mir Stempelpapier, Starozza, Tinte und Feder!"

Der Kammerdiener, wie eine Katze über den Teppich gleitend, schloß die Thür des Arbeitscabinets auf, ging in dasselbe hinein und kam bald darauf mit dem Verlangten heraus, worauf er sich sogleich wieder entfernte. Der Graf nahm die Feder, tauchte sie in das vorgesetzte Tintenfaß und schien sich zu besinnen, was er schreiben solle. Aber er besann sich nicht auf das Was, sondern allein auf das Wie. Endlich schrieb er mit seiner immer schönen Handschrift einige Reihen, welche besagten, daß Graf Zaretta von dem Baron Alfred von Brandau 5000 Thaler behufs des und des Ge-

schäfts empfangen habe. Als er seinen Namen darunter gesetzt, reichte er Alfred das noch nasse Papier hin.

„Gut," sagte dieser, die glänzenden Zeilen überfliegend, „das wäre abgemacht!"

„Willst Du das Papier zu den übrigen in meinen eisernen Schrank legen?" fragte gleichgültig der Graf.

„Das hat Zeit, nachher!" warf der Baron hin, während er sich eine von den vor ihm liegenden Cigarren anzündete. „Doch ja," sagte er plötzlich, „wir wollen es thun. Sicherer ist besser."

„Du hast auch noch andere Werthpapiere in Deinem Zimmer," bemerkte der Graf. „Du solltest sie mir lieber alle geben — dort drinnen sind sie gegen Feuer und Diebstahl gesichert."

„Ich habe jetzt keine Lust, auf mein Zimmer zu gehen — ich kann es nachher thun."

Der Graf stand auf, nahm den Schein und das auf dem Tische liegende Geld, steckte letzteres in eine Brieftafel, die er stets in einer ledernen Tasche im Innern seiner Weste trug, und begab sich dann an seinen Geldschrank, wo er den Schein in ein besonderes, mit der Aufschrift: „Alfred von Brandau's Eigenthum" bezeichnetes Fach legte. Dann ließ er sich zum Ausgehen ankleiden, forderte seinen Freund zum Mitgehen auf, und begab sich in eine ziemlich abgelegene Straße, wo der erwähnte Getreidehändler wohnen sollte. Hier ward er auf seine Frage an einen Mann gewiesen, der ihn in ein Gartenzimmer führte, wo man einen ältlichen Herrn fand, der behaglich eine Pfeife rauchte. Als er den Grafen mit seinem Begleiter eintreten sah, verbeugte er sich tief, stellte die Pfeife in eine Ecke und fragte, ob der gnädige Herr noch entschlossen sei, das verabredete Geschäft abzuschließen? Der Graf bejahte; der Fremde stellte ihm einen Schein aus und Jener zahlte 15,000 Thaler in großen Geldscheinen auf den Tisch, die er aus seiner Brieftasche zog.

„Wann können wir auf den Verkauf rechnen?“ fragte der Graf mit Bedeutung.

„In vierzehn Tagen bis drei Wochen.“

„Und Sie halten fest an der Ueberzeugung, daß die Preise steigen?“

„Unbezweifelt, Herr Graf.“

„So empfehle ich mich Ihnen!“ —

Der Graf ergriff Alfred's Arm, kehrte auf die Straße zurück und sagte wie zu sich selbst lächelnd: „Nun erst ist das Geschäft gemacht. Zehn Procent wären unser!“

„Das macht für mich 500 Thaler. Eine verteufelt kleine Summe!“

„Du wagst auch nicht viel dabei.“

„Teufel! Sind 5000 Thaler nicht viel?“

„Ein wahres Sparbüchsengeld eines Knaben. Ich habe einen ganz anderen Coup vor.“

Der Baron horchte mit Spannung. „Was ist das für einer?“ fragte er mit beinahe zitternder Stimme, denn seine Leidenschaft flammte bei diesen Worten lichterloh auf.

„Heute sprechen wir noch nicht davon; erst müssen die Getreidevorräthe, die ich auf Lager habe, verkauft sein. — Wollen wir zur Abwechselung im Café Royal speisen?“

„Ich bin es zufrieden.“

Und sie speisten im Café Royal und blieben beim Champagner sitzen, bis es Zeit war, sich zur Oper anzukleiden. Sie mußten in einem Miethcabriolet nach Hause fahren, denn der Baron hatte vor Freude über das neue Geschäft etwas stark getrunken. Hier ließ er sich rasch umkleiden, trank eine Flasche Sodawasser und stieg dann in den bereitgehaltenen Wagen, um in die Oper zu fahren, der auch Herr Starozza beizuwohnen sich beim Grafen in Gegenwart des Barons die Erlaubniß ausgebeten hatte. —

Meyerbeer's Prophet ward zum ersten Male in der Resi=

denz gegeben. Das große Opernhaus war von unten bis an die Decke mit Menschen gefüllt; Kopf an Kopf gedrückt saßen sie da, voller Spannung, das Werk des modernen Tondichters, das von Paris aus die Runde durch die Welt machte, mit Auge und Ohr zu genießen. Graf Zaretta und Baron Brandau saßen auf ihren gewöhnlichen Plätzen in der Fremdenloge. Man war an das Ende des zweiten Actes gelangt, als sich plötzlich ein kreischender Hülferuf oder Nothschrei in dem dichtgedrängten Parterre hören ließ. Alles wandte entsetzt die Blicke dahin. Schon glaubte man, es sei ein Unglück geschehen, Feuer ausgebrochen oder ein Mensch erdrückt. Auch aus der Fremdenloge bückte sich ein theilnehmendes Antlitz weit vor und schaute wiederholt hernieder; es war der Graf Zaretta, der lebhaft erschrocken schien, um so mehr, da er, wie er sogleich seinem Nachbar erzählte, schon einmal in einem Theater zu Neapel gegenwärtig gewesen sei, als die eingestürzte Decke eine Menge Menschen unter ihren Trümmern begraben habe. — Als man sich aber vergewissert, daß dem nur einmal ausgestoßenen Schrei kein weiterer folgte, überhaupt kein besonderes Ereigniß damit verknüpft war, beruhigte man sich wieder, zumal man in Erfahrung brachte, daß die mit der öffentlichen Sicherheit betraute Polizeimannschaft an Ort und Stelle merklich thätig war. Nur der Graf Zaretta, den die übermäßig starke und keineswegs feinkünstlerische Musik nervös aufgeregt haben mochte, blieb den Abend über in einer auffallenden Zerstreutheit, von der er sich erst erholte, als er beim Austritt aus dem Opernhause seinen Kammerdiener, der beiden Herren Mäntel über dem Arme, auf dem Corridor stehen sah. Starozza selbst sah außerordentlich bleich und abgespannt aus, als hätte er sich wie sein Herr über irgend Etwas entsetzt; sobald er aber des Grafen ansichtig wurde, lächelte er und warf ihm dabei einen Blick zu, den nur dieser allein richtig zu deuten verstand.

„Was war das für ein Schrei im Parterre?“ fragte der Graf beim Einsteigen in den Wagen seinen schweigenden Diener.

„Ein Taschendieb hatte an verschiedenen Personen seine Kunstfertigkeit entwickelt,“ erklärte dieser rasch, die Wagenthür in der Hand haltend.

„Hat man ihn erwischt?“ fügte der Baron hinzu.

„Ja, ich glaube, man hat einen Verdächtigen gefaßt und fortgeführt,“ erwiderte abermals lächelnd der Gefragte.

„Vorwärts!“ rief der Dalmatier mit dem Ausdruck der Befriedigung, und alsbald rollte die Gesellschaftskutsche des Grafen nach seinem glänzenden Hause.

Als man die Treppe erstiegen hatte, ließen sich nicht, wie es hergebrachte Ordnung war, zwei oder drei Diener blicken, was allein dem Baron aufzufallen schien, dem in dieser Beziehung nicht Ehre genug erwiesen werden konnte. Erst als man sich oben auf dem Flure hinter der von Starozza geöffneten Glasthür befand, kamen sie, unter ihnen auch der Diener des Barons, ihren Herren nachgestürzt, denn die lieben Bedienten hatten die Abwesenheit derselben benutzt, um sich ein wenig Freiheit zu gönnen, waren aber, in der Hoffnung, daß die Oper länger dauern würde, etwas zu spät zurückgekehrt. Das hätte nun weiter nichts zu sagen gehabt, wenn damit nicht ein eigener Unfall verbunden gewesen wäre. Denn als der Graf und der Baron zugleich an ihre Thüren traten, um sie mit ihren Schlüsseln, die sie stets in der Tasche trugen, aufzuschließen, vermochten sie mit denselben kein Schloß zu öffnen. Die Diener traten helfend näher, aber auch das erzielte kein Resultat.

„Was ist das?“ rief der Graf bestürzt.

„Es ist offenbar ein Dieb an der Thür gewesen!“ ergänzte der Baron.

So verhielt es sich denn auch. Ein herbeigerufener

Schlosser öffnete mit vieler Mühe die Thüren und da entdeckte man in den Zimmern, sowohl des Grafen wie des Barons, eine arge Verwüstung. Alle Schränke waren erbrochen, der Inhalt auf dem Boden umhergestreut uud das etwa Werthvolle und Brauchbare entwendet. Am meisten gefaßt bei diesem Unheil zeigte sich noch der Graf, der Baron dagegen tobte bald, bald winselte er wie ein Wahnsinniger auf und nieder, denn ihm war nicht allein sein baares, theils so sorgsam aufgespartes, theils vor wenigen Tagen erst vom Vater geschenktes Geld, sondern auch seine kostbaren Papiere gestohlen, die ihn als Theilnehmer an den glänzenden Geschäften des Grafen bezeichneten und die Summe berechnet enthielten, die er seit Monaten in diese Geschäfte gesteckt hatte. Wie ein Wüthender durchlief er das ganze Haus und rief nach der Polizei, die ihm seine Papiere und sein Geld wiederschaffen müsse. Der Graf vergaß über den Schmerz des Freundes fast den eigenen und suchte ihn mit den herzlichsten Worten zu beruhigen. „Wie hoch beläuft sich im Ganzen die Summe, die Du verloren hast?“ fragte er.

„Was weiß ich das jetzt!“ brüllte der bestohlene Geizhals. „Wenn man sein ganzes Vermögen verliert, rechnet man nicht die einzelnen Pfennige zusammen — ich habe Alles verloren und das ist mehr als ich verschmerzen kann!“

„Du armer Schelm! Aber bis auf das Baare und meine Papiere ist es mir nicht besser ergangen. Mir haben sie alle meine Juwelen und Ringe gestohlen, die nicht im Eisenschranke lagen.“

„Ha, der Eisenschrank! — Ist der unversehrt?“

Man lief sogleich dahin und öffnete ihn. An ihn hatte sich natürlich kein Dieb gewagt, wohl wissend, daß diese Schränke einem gewöhnlichen Spitzbuben unzugänglich sind.

„O! hättest Du doch meinen Rath befolgt!“ seufzte der Graf; der Baron schlug sich vor die Stirn, daß sie roth

ward. Er hatte keine Worte mehr. Der Aerger, die Wuth über die nie erlebte Frechheit der Diebe und der Kummer über den unerhörten Verlust erstickten ihn beinahe. Aber es war nicht zu ändern. Der Diebstahl war einmal geschehen. Ein herbeigeholter Polizeibeamter nahm Alles zu Protocoll und die Untersuchung ward eingeleitet. Wie man aber auch später forschte und suchte, es fand sich weder der Dieb, noch irgend eins der gestohlenen Papiere und Kleinodien wieder.

Der Baron war in Verzweiflung. Er lag im Bette, fiebernd und phantasirend. Zwei berühmte Aerzte wurden herbeigeholt und erklärten ihn in Gefahr. Acht Tage dauerte seine geistige Erschütterung, da erst trat die Wendung zur Genesung ein. Mit seinen langsam zunehmenden Kräften war auch die Ruhe wieder in sein Gemüth zurückgekehrt. Der Graf wich weder Tag noch Nacht von seinem Bette. Er hielt mit liebevoller Innigkeit sein Auge stets auf den Kranken geheftet. Seine Sorgfalt kannte keine Gränzen. Er scheute keine Kosten, das Leben des Freundes zu erhalten und ihm für seinen Zustand heilsame Dinge anzuschaffen. Alle Besuchenden, die in dieser Zeit sehr zahlreich kamen, um sich nach dem Befinden des Barons zu erkundigen, waren entzückt, als sie die Aufopferungen des liebenswürdigen Grafen bemerkten. Nur in den Augen des Kammerdieners brannte eine unheimliche Flamme, wenn er seinen Herrn am Bette des Barons wachen sah, und mehr als einmal machte er ihn auf seine eigene kostbare Gesundheit aufmerksam.

Endlich, nach drei Wochen erst, war Alfred vollkommen genesen. Der Graf fuhr ihn selbst alle Tage zweimal spazieren. Am dritten Tage rollte zufällig der Wagen an der Straße vorüber, in welcher der Graf und sein Freund vor einigen Wochen den Handelsmann aufgesucht, dem sie das Getreide abgekauft hatten. Als der Baron das Haus desselben sah, bat er seinen Freund, den Wagen halten zu lassen. Der

Sinn für Geschäfte war mit neuer und stärkerer Gewalt in ihm erwacht, denn von nun an mußten große Gewinne gemacht werden, um die erlittenen Verluste wieder zu decken.

„Mein Freund," sagte warm der Graf, während der Wagen schon hielt, „was fällt Dir ein, was beabsichtigst Du?"

„Komm, laß uns aussteigen und den Mann aufsuchen, dem wir unser Geld gegeben."

„Halt ein," sagte der Graf mit ergriffener Miene, „laß es heute sein, ich muß Dich erst vorbereiten auf den neuen Schlag, der uns betroffen und der mir schon während Deiner Krankheit zu Ohren gekommen ist. Jetzt bist Du noch zu schwach dazu."

„Wie," rief der Baron, bleich wie eine Leiche werdend, „ein neues Unglück? Was meinst Du damit? Ich bin stark genug, um Alles hören und ertragen zu können."

„Es ist also Dein Wille," sagte der Graf resignirt, — „Gott schütze Dich! Wohlan, so komm!"

Man stieg aus und eilte in das Haus, der Baron dem ihm langsamer folgenden Grafen immer um sechs Schritte voraus. Man trat in den Hof, wo der Hausbesitzer wohnte, der die Herren bei ihrem ersten Besuch zu dem Handelsmanne geführt hatte. Er war zu Hause. „Wo ist der Mann, der —" schrie ihm der Baron entgegen.

„Wie, meine Herren, Sie wissen noch nicht?" unterbrach ihn der Angeredete erschrocken — „ich war ja bei Ihnen, Herr Graf, vor etwa drei Wochen —"

„Ich weiß, ich weiß," beschwichtigte dieser — „ich weiß allerdings Alles — aber dieser Herr weiß es noch nicht."

„Ach Gott, Herr," wandte sich jetzt der wirklich ehrliche Hausbesitzer an den Baron, „der Herr, der da hinten im Gartenhause wohnte, war ein Schwindler, ein Betrüger, ohne daß ich es wußte. Er ist mir selbst die Miethe schuldig ge-

blieben und auf und davon gegangen, noch an demselben Abend, an dem Sie ihm die Ehre Ihres Besuches erzeigt."

Der Baron starrte regungslos bald den Grafen, bald den Vermiether des Gartenhäuschens an. Er hatte die Sprache verloren. Man begab sich langsam in den Garten, fand den Saal leer, und erst die nackten Wände belehrten den Baron, daß hier kein Mensch wohne, der ihm irgend eine Auskunft über den Vermißten geben könne.

„Du hast Dir diese übereilte Entdeckung selbst zuzuschreiben," sagte der Graf salbungsvoll zu seinem Freunde. „Wisse also, auch jene 15,000 Thaler sind verloren, die wir hier ausgezahlt haben. Das, was er mir zeigte, gehörte einem Andern — es war ein reines Schwindelgeschäft."

Dem Baron schwindelte es selbst vor den Augen. Man mußte ihn in den Wagen zurücktragen. Er verfiel von Neuem in seine eben erst überstandene Krankheit. Vierzehn Tage schwebte er am Rande des Grabes, dann erst erwachte er wieder zum Bewußtsein seines unerhörten Mißgeschicks.

Acht Tage später aber war es den Bemühungen des Grafen gelungen, den Baron wieder aufzurichten. Da es Letzterem an Geld fehlte, so half ihm der Graf brüderlich mit dem seinigen aus, indem er ihn vertröstete, die bevorstehende Erbschaft werde Alles wieder in's Geleise bringen und die erlittenen Verluste müßten durch um so größere Gewinnste gedeckt werden.

Dies war aber auch der einzige Trost, die einzige Hoffnung, welche den moralisch wie physisch vernichteten Baron aufrecht erhielt. Keines anderen Beistandes sich bewußt, als von Seiten seines Freundes, des Grafen Zaretta, Niemanden liebend, Niemanden vertrauend, ja Alles, was außerhalb seines Standes lag, als etwas Gemeines, ihm nicht Ebenbürtiges verachtend, konnte es nicht anders sein, als daß der mit so wenigen Naturgaben bedachte Mann, um so hülfloser, weil er

ohne alle gründliche Kenntniß irgend einer Sache war, blindlings in das Verderben rannte, dessen Thor und Thür sein treuer Freund ihm weit geöffnet hatte. Und wie denn nie ein Unglück allein kommt, wenn der von Gott verlassene und allein seinen Leidenschaften fröhnende Mensch allen höheren Halt verloren hat, so rüttelte sich Alfred von Brandau aus seiner stillen Verzweiflung durch den Entschluß auf, seine traurige Gemüthsstimmung, seine physische Erschlaffung durch den Genuß geistiger Getränke verscheuchen zu wollen. Zu diesem letzten Entschlusse wurde er namentlich durch seines Bruders Georg Beispiel angefeuert, dessen Schicksal, wie wir bald sehen werden, in dieser Zeit ziemlich parallel mit dem seinigen den Abhang des Verderbens hinunterlief. Plötzlich schien eine bacchantische Wuth in den körperlich und geistig Siechen gefahren zu sein; er trank, um sich zu zerstreuen, zu beleben, um die Zeit todt zu schlagen, die leider noch zwischen jetzt und dem köstlichen Tage der Hoffnung lag, der letzten Hoffnung, durch eine gewisse, unantastbare Erbschaft sein eigener Herr zu werden und mit der Wiedererlangung der so sehr begehrten äußeren Mittel, alle übrigen Güter des Lebens sich von Neuem anzueignen. Denn so tief war der Unglückliche schon in den Abgrund seiner Leidenschaft gerathen, daß er die Ueberzeugung für unumstößlich hielt: der alleinige, ohne Arbeit und Mühe erlangte Besitz sei hinreichend auf dieser Welt, dem Menschen nicht allein die Gesundheit, die Lebensfülle, das geistige Wohlbefinden, sondern auch die verlorene Ehre wiederzugeben, die ihm dadurch gekränkt erschien, daß er so dumm gewesen war, sich von einem Menschen, der vielleicht nur ein kluger Bauer oder ein gaunerischer Krämer war, haben überlisten zu lassen.

So wurden die Tage in schläfriger Ermattung, die Nächte in wahnsinniger Schwelgerei hingebracht, und zwischen beiden hindurch, als einzig übriggebliebener Trost in diesem Elend,

zog sich wie ein goldener Faden die fieberhafte Erwartung des letzten Glückstages. Immer unruhiger wurde der elende Mensch, immer aufgeregter, immer bleicher und reizbarer; die letzten acht Nächte schlief er gar nicht mehr, er trank nur und freute sich allein auf das Gefühl, das köstliche Gefühl, welches er empfinden würde, wenn er so glücklich wäre, die ihm von seiner verstorbenen Mutter seit so langer Zeit ausgesetzte Summe nun endlich in Händen halten und die seine nennen zu können.

Je ruhiger aber der Baron wurde, um so gleichgültiger, kälter zeigte sich der Graf. Je größer seine innere Thätigkeit war — und diese wurde zu dieser Zeit von verschiedenen wichtigen Dingen in Anspruch genommen, obgleich wir für jetzt des Zusammenhanges wegen nur die eine Richtung derselben verfolgen — um so ruhiger erschien er den Blicken des freilich zu Beobachtungen gegenwärtig noch weniger geschickten Barons. Mit einer Bedächtigkeit ohne Gleichen ging er an die Vollführung seiner lange vorher schlau überlegten Pläne; in sein geheimes Cabinet kam nur sein Kammerdiener, mit dem er endlose und vertrauliche Gespräche über alle sein Leben in der Residenz betreffenden Verhältnisse führte, nur in gewissen Stunden trat er bei seinem Freunde Alfred ein, den er in der Regel bei der Flasche fand, zu welcher derselbe jetzt auch außer der gewöhnlichen Speisezeit seine Zuflucht nahm. Gesellschaften besuchte der Baron um diese Zeit gar nicht; er schämte sich, unter seine Standesgenossen und früheren Freunde zu treten, gegen die er einst so hochfahrend und mit dem Gelde klingelnd aufgetreten war und denen er jetzt die Ebbe verbergen wollte, in der er sich befand, denn sein Hochmuth war von jener besonderen und häufig beobachteten Art, daß er, je ärmer er wirklich war, um so hartnäckiger für reich gehalten werden wollte. Nur an einzelnen Abenden in der Woche versammelte sich eine auserlesene Schaar unwiderruflich

in die Netze des Grafen verstrickter Freunde bei Letzterem, zu denen endlich auch Georg von Brandau gehörte, wie wir nachher vernehmen werden, — eine Schaar, die lecker zu soupiren liebte und sich dann den Entzückungen des hohen Spieles überließ, woran der Graf schließlich ebenfalls Gefallen gefunden hatte. An diesem Spiel nahm aber Alfred von Brandau, seiner alten Abneigung getreu, keinen Antheil, er sah nur krampfhaft aufgeregt und leidenschaftlich erhitzt zu, wenn Andere Summen verloren und gewannen, die ihm der Schlüssel des Paradieses auf Erden zu sein schienen, indem er dabei nicht bedachte, daß er, wenn nicht größere, doch eben so große Summen auf einem anderen und nicht weniger der höheren Weihe entbehrenden Altare zum Opfer gebracht hatte. Er erkannte die Thorheit, den Leichtsinn dieser wagehalsigen Spieler sehr wohl, er machte sich im Stillen Vorwürfe in ihrer Seele, aber er selbst wäre nicht abgeneigt gewesen, wenn er nur Tausende noch besessen, sie anderen Tages zur Börse zu tragen, in der Hoffnung, damit Zehntausende zu gewinnen, in Wahrheit aber sie spurlos in den Taschen eines durchtriebenen Gauners verschwinden zu sehen, denn daß der Herr Graf Zaretta zu der weitverbreiteten Klasse dieser edlen Herren gehörte, wird der Leser längst begriffen haben, ohne daß es ihm geradezu von uns bewiesen worden ist.

So kam endlich der von allen Seiten sehnlichst erwartete fünfundzwanzigste Geburtstag des Junkers Georg heran, und die Erben sowohl wie ihre Freunde wußten, daß am Tage darauf das vielbesprochene Geld ausgezahlt werden sollte. Alle dabei Betheiligten hatten lange gefürchtet, der alte Baron werde selbst zur Stadt kommen, die Summen übergeben und seinen Söhnen eine Moralpredigt halten, oder aber mit eigenen Augen sich von ihrer Lebensweise unterrichten, denn so selbstständig Beide auch zu leben gewohnt waren und so viel Spielraum ihnen der alte Vater darin gelassen hatte, sie hat-

ten doch einen großen Respect vor ihm, denn sie kannten seine Energie und Willensstärke, wenn er sich einmal die Ausführung irgend eines Planes in den Kopf gesetzt hatte. Indessen legte sich die Besorgniß vor seinem Erscheinen wieder, als man durch Georg erfuhr, der es beim Bankier Scheitler erkundet, daß der Baron sein Gut nicht verlassen, vielmehr der Bankier selber zu ihm reisen werde, um sich die bewußten Gelder und Anweisungen zu holen.

Der Tag nach dem Geburtstage war angebrochen. Graf Zaretta war wie immer früh aufgestanden, hatte sich aber diesmal nicht seiner gewohnten Arbeit hingegeben, sondern wandte seine ganze Aufmerksamkeit dem Baron Alfred zu, der heute ebenfalls mit Tagesanbruch sein Lager verlassen hatte, um sich zu dem bedeutungsvollen Gange rechtzeitig zu rüsten. Der Graf ließ ihn nicht aus dem Auge, sondern machte sich sogar während des Ankleidens in seiner Nähe etwas zu schaffen, um seine Beobachtung bis auf den letzten Moment fortzusetzen und seinen ihm bekannten Einfluß auf den umsponnenen Mann keinen Augenblick aufhören zu lassen. Wohl war ihm bewußt, wie leicht der habsüchtige Freund ihm entfremdet werden könne, wenn ein Anderer einen größeren Einfluß auf ihn gewönne; ihn daher mit seiner unausgesetzten Gegenwart wie mit der Atmosphäre eines berauschenden Stoffes, der eine bewältigende Kraft auf Den ausübt, der sie athmet, zu umgeben, war für den Augenblick sein ganzes und alleiniges Bestreben.

Endlich war Alferd fertig. „Soll ich fahren?" fragte der üppig gewordene Mensch seinen Freund.

„Nein," erwiderte dieser, „ich rathe nicht dazu. Zeige dem Bankier keinen überflüssigen Luxus in einem Momente, wo er Dir neue Mittel, denselben zu unterhalten, in die Hand giebt. Tritt sogar bescheiden auf, um so günstiger wird der Eindruck sein, den Du auf den Geldmenschen hervorbringst, der zugleich der Vertraute Deines Vaters ist."

„Du bleibst doch zu Hause und erwartest mich hier?“ fragte Alfred mit fieberhaft gerötheten Wangen, denn seine Ungeduld, sich des lange ersehnten Schatzes zu bemächtigen, kannte beinahe keine Gränzen mehr.

„Natürlich,“ sagte der Graf mit gleichgültiger Miene, „wenn Du nicht etwa zu lange bleibst und erst irgend einen anderen Ort aufsuchst, um Dein Glück kund zu thun.“

„Ich werde mich hüten! Das Geld wird mir in den Händen brennen, bis ich es in Deinem Schranke sicher verwahrt sehe.“

Der Graf lächelte im Herzen, aber seine fahle Wange verrieth nicht die geringste Aufregung oder Freude; im Gegentheil hatte sein irrendes Auge etwas Schwärmerisches, Gefühlvolles angenommen. „Das war im Grunde doch ein sehr gescheidter Einfall Deiner verstorbenen Mutter,“ sagte er, in Verlegenheit, was er augenblicklich sprechen solle, indem er sich eine Cigarre anbrannte, die vor ihm auf dem Tische lag.

„Sehr gescheidt! Ich weiß es ihr noch im Grabe Dank! Ich hätte lange warten können, bis — bis ich auf andere Weise zu irgend einer Erbschaft gekommen wäre. — Aber jetzt ist es Zeit zu gehen, glaube ich. Lebe wohl! Auf Wiedersehen!“

„Lauf, lauf, Du Glücklicher!“ rief ihm der Graf freudig nach. „Aber vergiß Deinen kurzen Athem nicht!“

„Keine Sorge!“ rief Alfred zurück und befand sich schon auf der Treppe.

Kaum war er fort, so trat Starozza, sich vor Vergnügen die Hände reibend, lachend in das Zimmer. „Er ist fort,“ sagte er, „und bald genug wird er wieder hier sein, der Narr!“

„Lache nicht zu früh,“ entgegnete frostig sein Herr. „Man ist bei solchen alten Eisenfressern, wie der Herr von Holzendorf ist, niemals sicher in seinen Combinationen. Ich fürchte

irgend eine Clausel, die das Vermögen fest vor Anker legen wird."

„Ich durchaus nicht. Und wenn eine existirte, dagegen gäbe es auch noch Mittel. — Sind die Abschriften und Documente fertig?"

„Ja, Alles ist bereit — und Deine Siegel?"

„Alles, Alles. Soll ich ein gutes Frühstück bestellen, für den Fall, daß er Appetit mit zurückbringt?"

„Gewiß — und guten alten Wein — vaterländischen — haha! Diese Dummköpfe von Brüdern, haha!"

Sechstes Kapitel.

Das Schicksal des mütterlichen Erbtheils.

Wenn der Graf ungeduldig war, den so hastig und hoffnungsvoll enteilten Baron wieder zurückkehren zu sehen, so wurde seine Geduld heute auf eine harte Probe gestellt, denn er mußte beinahe drei Stunden harren, bis Alfred zurückkam. Der Bankier Scheitler war in Geldangelegenheiten, namentlich in so wichtigen, ein etwas umständlicher Mann und nahm sich volle Muße, den ihm ertheilten Auftrag unbeschadet aller Förmlichkeiten zu erfüllen. Er hatte sich mit vollwichtigen Zeugen versehen, unter denen der Advocat des alten Barons die Hauptrolle spielte.

Als die Brüder erschienen waren, von denen der jüngere in einem prächtigen, mit einem russischen Pferde bespannten Cabriolet vor das Haus gefahren kam, wunderte er sich nicht wenig über ihr seltsam aufgeregtes und dabei körperlich leidendes Aussehen; als er aber ihre fast an Gier gränzende Hast wahrnahm, sich so bald wie möglich in den Besitz des Geldes zu setzen, ahnte ihm noch viel weniger Gutes. Er konnte jedoch nicht anders, er mußte sich seiner Pflicht entledigen, und so that er es wie ein Mann, der sich in das

Unvermeidliche fügt, mit schwerem Herzen zwar, denn ihm war es nicht gleichgültig, wie sich das Schicksal der Familie seines alten Freundes, des Barons, gestaltete, aber mit voller Ueberzeugung, daß das Unheil nothwendig hier seinen Gang nehmen müsse, da es, von seiner Seite wenigstens, auf keine Weise aufgehalten werden konnte. Mit einem Worte, er zahlte die Summen, übergab den Brüdern die Schreiben ihres Vaters und fügte aus eigenem Herzen einige wohlmeinende Worte hinzu, die wenigstens Alfred zu hören schien. Die beiden Junker wollten sich darauf mit ihrem Eigenthum entfernen, allein der Bankier bat sie, die übergebenen Schreiben in seiner Gegenwart zu lesen, weil so der Befehl lautete, der ihm vom Baron auf Holzendorf zugekommen war. Die Brüder öffneten die Schreiben und lasen, ein jeder für sich, die ernsten, ermahnenden Worte des alten Vaters, mit denen er seine Kinder beschwor, ihrem Namen und Stande gemäß zu leben, das erhaltene Geld vernünftig zu verwenden und fortan auf keine Unterstützung von seiner Seite mehr zu rechnen, da er Alles, was er habe thun können, mit Ehren erfüllt habe.

Auf den jungen Officier, zu dessen genauerer Schilderung wir sehr bald übergehen werden, machte das flüchtig gelesene Schreiben gar keinen Eindruck, er besaß nicht mehr die geistige Fähigkeit und Spannkraft, über seine Verhältnisse klar und richtig zu urtheilen — im Gegensatz zu ihm aber fühlte sich Alfred, was der Bankier am wenigsten erwartet hatte, tief erschüttert. Scheitler bemerkte diesen Eindruck und beschloß ihn zum Besten der jungen Edelleute zu benutzen. Er erbot sich, die Summen in Staatspapiere umzusetzen und sie den Brüdern aufzubewahren, um ihnen auf diese Weise mit den pünctlich ausgezahlten Zinsen einen sicheren Nutzen zu gewähren.

„Ich danke," sagte Georg, „ich bin mein eigener Herr

von heute an und werde also auch mein eigener Bankier sein. Verletzen Sie mich nicht mit Ihrem Mißtrauen, Herr Scheitler, was sich deutlich in Ihren von mir unvorhergesehenen Worten ausspricht. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen." — Und fort war er, ohne selbst auf seinen Bruder zu warten, der noch bei dem Bankier zurückblieb.

„Wieviel Procent geben die Staatspapiere, die Sie mir da anrathen?" fragte er.

„Es sind die besten, die wir haben. Sie stehen gerade Pari. Fünf vom Hundert, Herr Baron!" sagte der Bankier freundlich. „So haben Sie jährlich tausend Thaler sicher, und außerdem können Sie sie jeden Augenblick bei mir umtauschen, wenn Sie später vielleicht einen größeren Gewinn erzielen wollen, denn ich verpflichte mich aus alter Freundschaft zu Ihrem Herrn Vater, sie jeden Tag, wann es auch sei, zu demselben Course anzunehmen, zu dem ich sie Ihnen heute übergebe."

Alfred von Brandau blickte den Bankier, den Advocaten und den dritten Zeugen fragend an, und da er auf ihren ehrlichen Mienen eine vollkommene Uebereinstimmung fand, war er bei seinem lenkbaren Gemüthe sehr bald entschlossen, dem Rathe des redlichen Kaufmannes wenigstens theilweise zu folgen.

„Von tausend Thalern aber," sagte er plötzlich, „kann ich nicht leben, wie ich einmal lebe. Ich werde in kurzer Zeit darauf denken müssen, einen größeren Erwerb zu erzielen und mit meinem Freunde, dem Herrn Grafen Zaretta, Rücksprache darüber nehmen — bis dahin aber bin ich nicht abgeneigt, auf Ihren Vorschlag einzugehen, insoweit es die Umwechslung des Geldes betrifft, da ich für die Aufbewahrung desselben selber zu sorgen gedenke."

Der Bankier stimmte erfreut bei und das Geschäft war sogleich abgemacht. Der Baron erhielt die betreffenden Staats-

papiere und der Bankier schloß das dafür erhaltene Geld in seinen Kasten. Gleich darauf entfernte sich der Baron und schlug den Weg nach Hause ein, unterwegs über Alles nachdenkend, was er so eben vernommen hatte. Noch nie hatte er so viel Geld, wie er jetzt in seinen Händen hielt, sein eigen genannt, seine Freude ging daher mit seinem Stolz auf diesen Besitz Hand in Hand, und der Wunsch, nicht allein es zu vermehren, sondern vor allen Dingen es auch zu erhalten, regte sich mit selten entwickelter Kraft und Lebendigkeit in seiner Seele. Er hätte aber jetzt unter keinen Umständen dieses Vermögen, welches er in wenigen Papieren in seiner Tasche trug, irgend Jemanden, nicht einmal dem Bankier, wie dieser es vorschlug, anvertraut, denn schon das Bewußtsein, es zu halten, es jeden Augenblick betrachten zu können, war ein Hochgenuß für diesen eben so habsüchtigen wie geizigen Menschen. Er faßte daher in seiner jetzigen Stimmung einen Entschluß, von dem er eben so wenig kurz vor dem Besitze des Geldes eine Ahnung gehabt, wie ihn der Graf erwartet hatte, er beschloß nämlich das Geld vorläufig nicht aus den Händen zu geben, sondern es zu behalten und abzuwarten, was sich damit Ersprießliches thun lasse.

Mit diesem Vorsatz trat er zu Hause ein und begab sich statt zum Grafen zu gehen, wie dieser ohne Zweifel erwartet hatte, zuerst in sein Zimmer, aus welchem Umstande Letzterer auch sogleich auf irgend eine Umwandelung aus unbekannten Gründen schloß und sein Benehmen vorläufig ebenfalls einer solchen unterwarf. Als daher der Baron etwas später bei ihm eintrat, fand er ihn schon beim Frühstück, eifrig zulangend, und über seine Rückkehr kaum ein Zeichen der Freude verrathend. Gleichgültig schaute sein in solchen bedeutungsvollen Momenten viel schärfer markirtes Gesicht vor sich nieder, nur bisweilen auf seinen, den Baron lauernd beobachtenden Kammerdiener einen Blick werfend, wenn derselbe

irgend eine der Speisen dem Baron mit nie dagewesener und sicher ironisch gemeinter Unterwürfigkeit darreichte.

„Nun," sagte der Baron endlich, nachdem auch er eine Weile seinen Appetit gestillt, „Du fragst mich ja nicht, wie das Ding abgelaufen ist?"

„Welches Ding?" fragte der Graf mit eiskaltem Tone, indem er langsam ein Stück kalten Geflügels zerlegte.

„Die Erbschaftsvertheilung meine ich. Der Alte hat mir einen sehr herzlichen Brief geschrieben und mich zur Sparsamkeit ermahnt."

„Das ist sehr vernünftig von ihm; er hätte es aber bei Dir weniger nöthig gehabt, als bei Deinem Bruder."

„Der hat auch einen erhalten, sich aber in seiner sonderbaren Art wenig darum gekümmert. Ich bin überzeugt, in wenigen Wochen hat er keinen Groschen mehr davon."

„Den hat er vielleicht schon jetzt nicht mehr, denn seine Schulden sollen ungeheuer sein."

„Mag er's vertreten, wie er kann; ich will diesmal dem Alten folgen und habe deshalb auch gleich meine ganze Erbschaft in Staatspapiere umgesetzt."

Dem Grafen fiel eine Gabel zur Erde; ohne Zweifel vor Ueberraschung, diesen Act der Vorsicht von seinem Zögling zu vernehmen, den er durchaus nicht vorausgesetzt hatte. Der Kammerdiener bückte sich danach und gab dabei seines Herrn Fuß einen kleinen Stoß, um ihn auf seine halb verlorene Fassung aufmerksam zu machen.

„Du hast sie doch auch dem Bankier zur Aufbewahrung überlassen?" fragte der Graf mit einer Art stieren Aufblicks.

„Was, die Papiere? Nein, nur das Geld. Er hat mir Papiere gegeben, die Pari stehen und fünf Procent eintragen; ich weiß nicht gleich, wie sie heißen."

„Das ist brav. Wie viel Tausende ziehst Du davon alle Jahre?"

„Tausende? Du scherzest. Es ist nur ein Tausend."

„Das ist auch schon genug für einen Mann, der eine Dachkammer bewohnen, sich selbst bedienen und Tag und Nacht zu Fuße laufen will."

„Dazu habe ich nun eben keine Lust. Ich werde für's Erste ganz hübsch — mit Deiner Erlaubniß nämlich — hier wohnen bleiben, meinen Wagen und meine Diener halten und —"

„Und Schulden machen — nicht wahr?"

„Das fällt mir nicht mehr ein. Ich bin curirt, ein für alle Mal. Was ich Dir schuldig bin, werde ich Dir geben —"

Der Graf erhob lebhaft seinen Kopf. „Du bist mir Nichts schuldig," sagte er ernst und mit traurigem Tone, „beleidige meine Freundschaft nicht. Was ich für Dich gethan, habe ich aus wahrer Hingebung gethan und denke ich noch ferner jeden Tag zu thun. Daß Du Verluste mit mir gemeinschaftlich ertragen — ist traurig, ich leide selbst darunter."

Er schwieg, legte Messer und Gabel weg und hörte auf zu essen. Bald ahmte ihm der Baron nach, drückte seine Hand, stand dann auf und begab sich in sein Zimmer. Drei Tage ging er fast gar nicht aus, schmiedete verschiedene Sparsamkeitspläne und kam mit seinem Freunde nur zur Essenszeit zusammen. Der Graf lebte während dieser Zeit ruhig fort; da er jetzt häufig des Abends allein ausging und Nachts spät wiederkam, lag er nur um so eifriger seinen Morgenarbeiten ob, die er bisweilen sogar Nachts fortsetzte, wenn er von irgend einem Gelage heimkehrte. Der Baron dagegen schwelgte in einem nie gehabten Genusse, in dem, welcher allein dem Geizhals zu Theil wird, wenn er stündlich in seinem Vermögen kramt, dasselbe beliebäugelt und darauf hundert wagehalsige Pläne baut. Endlich trat aber eine unangenehme Störung ein. Es liefen von verschiedenen Händlern Rechnungen ein, die bezahlt werden mußten, denn das

Gerücht von der gemachten Erbschaft hatte sich wie auf Windesflügeln verbreitet. Der Baron legte sie einstweilen bei Seite, jeden Groschen, den er außer den Papieren noch sein nannte, mit Argusaugen bewachend, damit er ihm nicht entschlüpfe. Schon aber fing ihn das einsame Leben zu langweilen an, er sehnte sich wieder nach der ungebundenen Freiheit der früheren Tage, zumal er allmälig seine alte Kraft und Gesundheit zurückkehren fühlte. Allein er wagte nicht auszugehen, da er das Geld doch nicht ohne Aufsicht lassen mochte; es konnte ihm ja wieder gestohlen werden. Noch einen Tag hielt er es aus, dann sah er ein, daß er wie ein Kind handele. Er nahm sein Bündelchen Papiere zusammen und begab sich zu seinem Freunde, den er vor einem großen Actenstücke sitzend und eifrig lesend fand.

„Guten Tag, Zaretta!“ sagte er.

„Guten Morgen, Brandau. Willst Du ausgehen?“

„Nein, ich wollte Dich nur bitten, mir diese Papiere in Deinem Geldschrank aufzubewahren.“

„Ah! Hast Du Deine Augen genug daran geweidet?“

„Ja, es fängt mich schon an zu langweilen. Ich kann nicht aus dem Hause, so lange ich sie in meinem Zimmer habe. Daß der verfluchte Diebstahl mich so furchtsam gemacht hat!“

„Danke ihm doch, er kam zu rechter Zeit. Wenn Du jetzt bestohlen würdest, wäre es schlimmer.“

„Großer Gott, ja! Dann bliebe mir weiter nichts übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Mein Vater würde unbarmherzig sein.“

„Er hätte vielleicht auch ein Recht dazu.“

„Freilich. Damit das aber nicht vorkomme, schließe sie mir ein — sogleich!“

„Gern!“ — Und der Graf stand auf, ging in sein Ca-

binet und schloß sie vor Alfred's Augen in den Eisenschrank. Alfred stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. „Jetzt bin ich frei von dieser schrecklichen Angst!“ dachte er. O ja, er war es, aber er war auch frei von dem Gelde, was er nicht dachte. —

Die Freunde kehrten in das andere Zimmer zurück und setzten sich, Beide im nachdenklichen Schweigen verharrend. Plötzlich wandten sich Alfred's Augen auf das Actenstück, welches auf dem Tische lag und auf dem geöffneten Bogen die Zeichnung und den Plan eines großen Hauses sehen ließ.

„Was studirst Du denn da?“ fragte der Baron, auf das umfangreiche Packet deutend.

Der Graf bedeckte seine glimmernden Augen mit der Hand und rieb sich, wie in Verlegenheit, die Stirn. „Ach, das ist ein unfruchtbares Studium für mich. Ein alter Franzose, der noch aus den Zeiten der Fremdherrschaft hier wohnt, hat mir ein Haus zum Kauf angeboten, welches er in der ...straße besitzt. Das sind die gerichtlichen Acten darüber und der Plan liegt auch bei.“

Alfred nahm den Plan auf, der sehr schön gezeichnet war, und betrachtete ihn neugierig. „Das scheint ein schönes Haus zu sein,“ sagte er, „in der ...straße liegt es?“

„Ja, No. 118. Es ist prächtig, etwas alt, aber vortrefflich eingerichtet. Parterre wohnen vier Kaufleute; ein Buchhändler, ein Juwelier, ein Cigarrenverkäufer und ein Leinwandhändler; jeder giebt 500 Thaler Miethe. In der Bel-Etage wohnen zwei Rentiers, die dreiviertel Jahre auf Reisen sind; jeder von ihnen giebt 1500 Thaler Miethe. Im zweiten Stockwerk wohnen zwei Maler mit ihren Ateliers, ein Arzt und — ich glaube ein Kassenbeamter, und jeder giebt 250 Thaler Miethe. Im dritten Stockwerk aber hausen kleine Leute, die zusammen 400 Thaler Miethe zahlen. In den Flügeln auf dem Hofe endlich und in dem schönen Garten

hat ein Restaurateur sein Eldorado aufgeschlagen, der 1600 Thaler Miethe giebt, was im Ganzen also 8000 Thaler macht, von denen jedes Vierteljahr 2000 Thaler eingehen. Ein schönes Besitzthum, aus freier Hand und noch dazu ungeheuer billig zu verkaufen."

„So kaufe es doch."

„Ich glaube, Du bist närrisch. Habe ich denn 18—20,000 Thaler baares Draufgeld? Denn so viel und nicht weniger wird dafür gefordert"

„20,000 Thaler!" rief der Baron, und alles Blut schoß ihm nach dem bleichen Gesicht. „Wieviel soll es denn im Ganzen kosten?"

„Ach, es ist ein Spottpreis, der Besitzer will sich von hier entfernen und es los sein — 100,000 Thaler. Und es bringt sichere acht Procent. Wenn man fünf Procent Zinsen mit den Kosten rechnet, so bleiben jährlich drei Procent Reinertrag übrig und das macht 3000 Thaler; rechnet man, um sicher zu gehen, sechs Procent Zinsen und Kosten, so macht es 2000 Thaler."

„3000 Thaler jährlich!" rief der Baron mit leuchtendem Auge. „Aber, mein Gott, warum sagst Du mir denn nichts davon? Das wäre ja gerade etwas für mein Capital. Die 80,000 Thaler bleiben doch darauf stehen, nicht wahr?"

„Natürlich."

„Und welche Hypothek?"

„Die erste, Alfred, die erste. In den Acten hier steht es ja. Aber — ich verstehe Dich nicht recht. Warum ich Dir das nicht sagte? Es fällt mir gar nicht ein. Du hast ja beschlossen, Dein Geld mit tausend Thalern Zinsen in Staatspapieren zu behalten."

„Nun ja, im Falle ich es nicht besser unterbringen kann. Aber hier ist ja Etwas, was wie für mich geschaffen ist."

„Ach, ich mag mich nicht darum bekümmern. Ich rathe nicht zu, nicht ab. Du hast Verluste gehabt, ich auch, und daher bin ich vorsichtig geworden."

„Aber, mein Gott, verhält sich denn die Sache wirklich so, wie Du sagst?"

„Da sind die Acten, — in der . . .straße steht das Haus. Da muß man sich erkundigen."

„Hast Du denn das noch nicht gethan?"

„Ich habe keine Lust zu dem Handel, nicht die geringste. Eben so wenig Geld. Ein Hausbesitzer zu sein, bringt viel Sorge mit sich."

„Aber auch einen sicheren Gewinn."

„Nimm die Acten mit auf Dein Zimmer und lies sie Buchstabe für Buchstabe durch. Ich habe es satt. Ueberdies fühle ich große Lust, meinen Aufenthalt hier abzukürzen, ich sehne mich nach dem Süden."

„Im Gegentheil, mir behagt es hier sehr. Das wäre ein Coup, Donnerwetter!" — Und schon hatte er den Actenstoß ergriffen und sich damit an ein Fenster gesetzt. Der Graf verließ das Zimmer und kleidete sich an, um auszugehen. Als er wieder eintrat, fand er seinen Freund schon tief in die Acten vergraben. „Adieu, Alfred," sagte er.

„Adieu, adieu! Ich bleibe zu Hause. Das Ding behagt mir immer mehr. Es ist ja Alles hier vorgesehen, berechnet, erklärt — und die Unterschriften sind von dem Magistrat beglaubigt."

„Ja, das sind sie. Auf Wiedersehen, Alfred." Darauf ging er hinaus, seinen Freund mit den Acten und dem bereits wirkenden Gifte in der Seele allein lassend.

Dieser machte sich mit einem Eifer über das Studium derselben her, wie er bisher in seinem Leben noch nie etwas betrieben hatte. Einen ganzen Tag brachte er damit hin, jedes Blatt mehrere Male durchzulesen und sogar die aufge-

stellten Zinsen, die laufenden Kosten und Abgaben nachzurechnen. Am nächsten Morgen hatte er sich von Allem unterrichtet und begab sich zu dem Grafen, um noch einmal mit ihm darüber zu reden.

„Da sind die Acten,“ sagte er mit einer Spannung und Entschlossenheit im Tone, der dem beobachtenden Freunde verrieth, was kommen würde. „Ich kenne jetzt Alles und bin entschlossen zu handeln. Ich begreife nicht, wie Du das Geschäft ausschlagen kannst.“

„Ich habe es Dir ja schon gesagt, ich bin des Lebens in diesen kalten Ländern überdrüssig. Vielleicht reise ich noch in dieser Woche ab.“

„So. Das thut mir leid. — Aber warum hast Du mir nicht früher etwas von diesem Hause gesagt?“

„Ich habe absichtlich geschwiegen — ich wollte Dir zu keinem Geschäft mehr rathen, ich bin unglücklich als Geschäftsunternehmer und Rathgeber mit und bei Dir gewesen.“

„Du bist bitter. Ich mache Dir ja keinen Vorwurf. Wer kann für Unglück? Wenn Dir, dem Geübten und Gewandten, dergleichen mißräth, so kann einem Neulinge wie mir leicht das Nämliche geschehen.“

„Eben darum. Du wirst mir nicht verdenken, daß ich in Deinem Sinne, zu Deinem Besten vorsichtig geworden bin.“

„Nein, ich danke Dir sogar dafür. Willst Du ausgehen?“

„Ja, ich will meine Pässe in Ordnung bringen lassen.“

„Also Du willst wirklich fort? Nun, ich bleibe hier, und will mir wenigstens das Haus besehen.“

„Das ist recht. Sieh Dich aber vor. Im Allgemeinen warne ich Dich, Du bist unbekannt mit der Verwaltung eines so großen Grundstücks.“

„O das ist sehr einfach. Im Nothfall wende ich mich, wenn Du fort bist, an den Bankier Scheitler, er wird mir rathend zur Seite stehen."

„Das ist vernünftig. Der Scheitler ist ein verständiger und erfahrener Mann. Die Acten aber nimm wieder mit auf Dein Zimmer, damit Du sie zur Hand hast, wenn Du sie gebrauchst."

Damit empfahl er sich seinem Freunde; auch Alfred von Brandau ging mit den Papieren in seine Wohnung, kleidete sich rasch an und schlug den Weg nach der ...straße ein. Die No. 118 hatte er sich wohl gemerkt. Sehr bald war das große, schöne Haus ausfindig gemacht. Der Baron betrachtete es sich erst gemächlich von Außen, zählte die Fenster, die Stockwerke, las die Schilder der Geschäftsleute — Alles stimmte auf ein Haar mit den Acten überein. „Es ist prächtig!" sagte er und fühlte sich schon im Stillen, mit einem Wonneschauer im Herzen, als den Eigenthümer des Grundstücks. Langsam und in Gedanken sich immer mehr in seinen neuen Besitz vertiefend, betrat er den breiten Eingang und Hausflur. Zur Rechten, in der Nähe der Hausthür, befand sich ein kleines Gemach unter der Erde, worin sich ein freundlicher Mann von sehr winziger Gestalt aufhielt. Er kam sogleich hervor, um auf die Fragen des Herrn Antwort zu geben.

„Sind Sie der Hauswart hier?"

„Ja, mein Herr. Wollen Sie nicht näher treten?"

Alfred begab sich in die unterirdische Wohnung und erkundigte sich nach Allem, was er wissen wollte. Es verhielt sich auch jedes Einzelne, wie er es auswendig wußte. Der Hauswart begleitete ihn in den Hof, wo die elegante Restauration mitten in einem wohlgepflegten Garten lag.

„Das ist prächtig," sagte der Baron, der schon Erkundigungen genug eingezogen zu haben glaubte, um sicher sein

zu können. „Sie wissen wohl nicht, ob es wahr ist, daß dies Haus zu verkaufen steht?"

„Gewiß weiß ich das. Es haben sich auch schon viele Käufer gemeldet; morgen sogar, glaube ich, wird der Zuschlag erwartet. Der Besitzer ist aber nicht anwesend und hat das Geschäft seinem Sachwalter übertragen."

„Wie heißt dieser Sachwalter?"

„Es ist der Justizrath . . ."

„So. Gut."

„Es ist aber auch eine baare Summe von 20,000 Thalern als Anzahlung gefordert — das ist zwar wenig im Verhältniß zum Werth des Ganzen, aber sie muß in baarem Gelde oder in inländischen Staatspapieren geschehen."

„Ich weiß — leben Sie wohl. Doch halt — wo wohnt der Justizrath?"

„In der . . .straße No. 16."

Alfred stand schon wieder auf der Straße. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte das Grundstück kaufen und sich sogleich zu dem Justizrath begeben. In der bezeichneten Straße angekommen, fragte er noch einmal einen Polizeibeamten nach der Wohnung des Rathes. Dieser bezeichnete ihm das Haus. Es war wirklich No. 16. Alfred ging hinein und erkundigte sich nach dem Sachwalter. Er sei ausgegangen, sagte man ihm.

Brennend vor Verlangen, endlich einmal einen Haupttreffer zu ziehen, kehrte er schnell nach Hause zurück, um seinen Freund von seinem gefaßten Entschluß zu benachrichtigen. Aber da trat ihm der Kammerdiener Starozza entgegen und meldete, sein Herr sei so eben hier gewesen und habe die Nachricht für den Herrn Baron hinterlassen, er sei von einem Freunde zu Tisch geladen und werde erst spät Abends nach Hause kommen.

Alfred speiste also allein. Er wußte nicht, was er aß

und trank, der Kopf schwindelte ihm vor Entzücken. Als er gegessen und reichlich getrunken, fühlte er sich außerordentlich ermüdet, und das war kein Wunder, denn nach der eben erst überstandenen Krankheit war er noch innerlich schwach, und geistige Aufregungen sowohl, wie leibliche Anstrengungen ermüdeten ihn sehr leicht. Er legte sich auf sein Sopha und schlief ein. Er schlief fest. Es dunkelte schon, als ihn sein Diener weckte und meldete, daß ein Herr ihn zu sprechen verlange. Sich die Augen reibend und auf das Vorliegende besinnend, erhob er sich. Ein Mann trat ein und fragte, ob er die Ehre habe, den Herrn Baron von Brandau vor sich zu sehen?"

„Der bin ich, was wünschen Sie?"

„Ich bin der Gerichtsactuar ... und der Geschäftsträger des Herrn Justizraths ... Wir haben gehört, Sie seien heute Morgen in der ...straße No. 118 gewesen, um sich das Haus anzusehen, welches zum Verkaufe steht. Der Herr Justizrath, der es sich zur Ehre schätzt, mit Ihnen in Verbindung zu treten, schickt mich, Sie um Ihre Wünsche zu fragen. Der Kauf, wenn Sie darauf reflectiren, muß rasch abgeschlossen werden, da zu morgen zwei oder drei anderweitige Käufer angesagt sind."

Der Baron rieb sich die Hände vor Freude. „Gedulden Sie sich einen Augenblick," sagte er, „ich gehe gleich mit Ihnen."

In wenigen Minuten befanden sie sich auf der Straße. Da fiel dem Baron plötzlich ein, daß er das Geld nicht habe und daß der Graf ausgegangen sei. Einigermaßen verlegen kehrte er in das Haus zurück, nachdem er den Fremden gebeten hatte, einige Augenblicke auf ihn zu warten. Unterdessen war die Dämmerung eingetreten, denn es war schon acht Uhr Abends vorüber. Oben an der Treppe angekommen, schellte der Baron heftig. Sogleich erschien der Kammerdiener des Grafen.

„Weißt Du nicht," sagte er, „wo der Graf zu finden ist? Ich muß ihn sprechen."

„Nein, ich weiß es nicht, gnädiger Herr. Aber mir fällt so eben ein, was ich vorher vergessen hatte, Ihnen zu sagen, daß mir, während Sie schliefen, der Herr Graf einen Brief geschickt hat, der an Sie addressirt ist, und zugleich befohlen hat, Ihnen sein Cabinet zu öffnen und zu thun, was in jenem Briefe steht."

Alfred erbrach den Brief, fand einen Schlüssel darin und die Worte: „Für den Fall, daß Du Dein Geld gebrauchst, nimm es Dir aus dem Schranke. Starozza weiß, wie er geöffnet wird. Ich werde erst sehr spät nach Hause kommen. Auf Wiedersehen! Dein Zaretta."

Alfred las diese Zeilen laut vor und der Kammerdiener begriff sogleich. Ohne ein Wort zu sagen, schloß er das Cabinet auf und leuchtete hinein. Alfred, obgleich er schon lange neugierig war, das Innere dieses Zimmers zu erkunden, nahm sich jetzt nicht die Zeit, sich darin umzublicken. Seine Finger zitterten vor Verlangen, das Geld wieder zu halten; das war für jetzt der einzige Trieb, der seine Seele erfüllte. Der Kammerdiener öffnete den Schrank und Alfred sah die Papiere sogleich in seinem Fache liegen. Er ergriff sie, zählte die einzelnen Scheine rasch und fand sie in Ordnung. Sie zusammenfalten und in die Tasche stecken, war das Werk eines Augenblicks. Dann knöpfte er seinen Rock bis unter das Kinn zu und suchte den Herrn auf der Straße wieder auf, der ruhig auf- und abgehend wartete. Eiligen Schrittes begaben sich jetzt Beide nach dem Hause des Justizrathes. Alfred wollte an die Thür pochen, wo er am Morgen nach demselben gefragt hatte.

„Um Entschuldigung," sagte der Gerichtsactuar — „hier wohnt die Gattin des Herrn Rathes. Er selbst wohnt eine Treppe höher."

„Wohlan denn, so führen Sie mich.“

Der Actuar sprang die Treppe etwas eilfertig hinauf, Alfred folgte ihm auf dem Fuße. Bald standen sie vor einem Zimmer, in dem sie einen alten Herrn husten hörten. „Er ist zu Hause,“ sagte der Actuar, nachdem er einen Augenblick an der Thür gehorcht hatte. Man klopfte. Auf den Hereinruf traten sie in's Zimmer und der Baron fand sich in einem mit staubigen Acten erfüllten Gemache einem bejahrten Herrn gegenüber, der einen großen Augenschirm vorhatte und ämsig arbeitete. Alfred stellte sich eilig vor und sprach sofort den Grund seines Erscheinens aus.

„Ich habe die Ehre, Sie schon zu kennen,“ sagte sehr verbindlich der Justizrath. „Sie haben das Haus No. 118 in der . . . straße besichtigt?“

„Ja, und ich wünsche es zu kaufen.“

„Es sind schon viele Liebhaber hier gewesen, die eifrig danach trachten.“

„Ich glaube es wohl, allein ich hoffe der Glückliche zu sein, der es kauft.“

„Das sollte mir lieb sein. Auch steht dem Handel nichts im Wege, wenn Sie sich für genügend unterrichtet erklären.“

„Ich bin vollkommen davon unterrichtet.“

„Sehr wohl, Sie machen ein gutes Geschäft. Die Anzahlung ist gering, aber der Verkäufer ist reich und wünscht einen anständigen Nachfolger in seinem Besitze zu haben. Das sind Sie nun freilich.“

Der Baron brummte etwas vor sich hin, was wahrscheinlich seine Uebereinstimmung mit diesem Gedanken ausdrücken sollte.

„Sie haben die Acten darüber gelesen?“

„Ich kenne sie auswendig.“

„Sind Sie zur Anzahlung entschlossen?“

„Auf der Stelle — hier ist das Geld.“

„So setzen Sie sich einen Augenblick. Ich will Ihren Namen und Stand in den schon geschriebenen Kaufcontract eintragen. Die Eintragung in das Hypothekenbuch, welches auf dem Magistrats-Büreau liegt, geschieht morgen Nachmittag drei Uhr. Verfehlen Sie nicht, sich daselbst einzufinden.“

Der Justizrath nahm einen Stempelbogen, trug Namen und Stand des Barons und die Kaufsumme ein, schrieb seinen Namen darunter, drückte sein Amtssiegel nebenbei und bat den Baron, ein Gleiches zu thun. Dieser schrieb mit einer wahren Gier seinen Namen und siegelte dann sein Wappen, welches in einen Ring gravirt war, darunter. So schnell war ihm noch nie etwas aus der Feder geflossen. Der Gerichtsactuar ward nun aufgefordert, als Zeuge ebenfalls seinen Namen darunter zu setzen. Auch das war bald geschehen. Das Geld wanderte jetzt aus den Händen des Barons in die des Justizrathes. Dieser nahm die Scheine vor, zählte sie, besichtigte sie genau und sagte dann:

„Ah, Scheitler hat sie zuletzt gehabt! Das ist ein gutes Haus! —“

„Ja wohl.“

„Mein Herr Baron, Sie sind jetzt Besitzer des Hauses No. 118 in der ... straße. Ich gratulire Ihnen.“

„Mein Herr Justizrath, ich danke Ihnen sehr und hoffe bald die Ehre zu haben, Sie in meinem neuen Hause zu bewirthen.“

„Sie sind sehr gütig; ich werde dieser ehrenvollen Einladung von ganzem Herzen gern Folge leisten.“

Der Herr Baron ließ sich herab, dem alten halbblinden Justizrathe die Hand zu reichen. Dieser ergriff sie nach Art formeller Menschen sehr zart. Alfred bemerkte deutlich, wie sie stark zitterte, wahrscheinlich aus Altersschwäche.

„Eine Actenruine!“ dachte er bei sich, als er die Treppe hinunterging, wiederholt seinen Stempelbogen in der Brusttasche befühlend. „Gott sei Dank, daß ich kein Gelehrter geworden bin. Aber ach! wie herrlich ist das Gefühl, ein gemachter Mann und Grundstücksbesitzer zu sein. Die ganze Welt lacht mich an, der Himmel wölbt sich freundlicher über mir und da — da blickt ein neidischer Stern schon auf mich Glücklichen nieder. O, wie wird sich der Alte freuen, daß ich die Erbschaft so bald und so gut untergebracht habe, und was für Augen wird Georg machen!“

Frohlockend verfolgte der unglückliche Mann in unseliger Verblendung seinen Weg. Er wußte nicht, wohin und zu welchem Zwecke er vorwärts schritt. Wie ein Bewußtloser schlenderte er durch die belebten Straßen der Residenz. Plötzlich fühlte er einen peinlichen Durst. Er trat in ein Weinhaus und forderte eine Flasche Champagner. Hastig trank er sie aus und lief dann nach Hause. Daselbst angekommen, fragte er lallend nach dem Grafen. Er war noch nicht zu Hause. Alfred begab sich daher sogleich in sein Zimmer, wo er sich zum Schlafen entkleiden ließ, denn er war zum Umfallen müde. Die verschiedenen Gemüthsbewegungen während des Tages, der rasch getrunkene Wein, das ungewohnte weite Gehen hatten ihn erschöpft. Seinen Stempelbogen, der ihn als Hausbesitzer qualificirte, unter sein Kopfkissen legend, warf er sich auf das weiche Bett, in welches er die Acten mitgenommen hatte, die ihn zu dem Hause verholfen hatten. Während er noch darin blätterte, überfiel ihn der Schlaf. Die Lampe brannte ruhig fort, die Papiere glitten ihm aus den Händen und er schlief ein.

Als der in seinen Träumen so glückliche Hausbesitzer am nächsten Morgen erwachte, schien keine Sonne in sein

Fenster. Es regnete in Strömen und ein für die Jahreszeit beinahe eisiger Wind fegte durch die Straßen. Auch der Baron fühlte sich unwohl, hatte Kopfschmerz und sein Puls jagte fieberisch. Durch seinen Diener ließ er den Grafen bitten, zu ihm zu kommen, vernahm aber von diesem, daß derselbe bereits ausgegangen sei, um seine Geschäfte zu ordnen. Bei dieser Nachricht fühlte sich Alfred, er wußte nicht warum, noch unbehaglicher. Gleichgültig trank er eine Tasse heißen Kaffee und ließ sich dabei ankleiden. Der Regen hatte unterdessen aufgehört, nur der Wind wehte noch heftig. Der Patient glaubte, die frische Luft werde ihm wohlthun und er beschloß, eine Spazierfahrt nach No. 118 in der ... straße zu unternehmen, um sich an dem Anblick seines neuen Eigenthums zu erfrischen. Er beauftragte seinen Diener, den Wagen des Grafen anspannen zu lassen, denn den seinigen hatte er bereits sammt den Pferden, nach seinen ersten harten Einbußen schleunigst verhandelt. Aber in außerordentliches Erstaunen ward er versetzt, als ihm der Diener meldete, daß der Herr Graf heute Morgen nach Tagesanbruch seine ganze Equipage verkauft habe, da er in den nächsten Tagen schon abzureisen gedenke.

„So hole mir einen Miethwagen!“ befahl er in seinem alten groben Tone.

Zwei Minuten darauf stand der Wagen vor der Thür und der Baron, eilig hinabschreitend, rief dem Kutscher zu, ihn nach No. 118 in der ... straße zu fahren. Bald darauf hielt der Wagen. Alfred stieg langsam aus, ließ einen befriedigten Blick über die glänzende Fensterreihe des Hauses laufen und trat bei dem Thorwart ein. Aber nicht der kleine Mann von gestern, sondern ein anderer stand an dem niedrigen Fenster, ein großer hagerer Mann, offenbar ein alter gedienter Miltair.

„Ist der Portier nicht zu Hause?“ fragte der Baron.

„Ich bin es selber, mein Herr."

Der Baron stand wie verblüfft auf dem Hausflur. „Gestern war ein anderer hier," stotterte er.

„Ja, das ist wahr. Ich war zur Kindtaufe bei meiner Tochter, und ein Lohnbedienter hat unterdessen meinen Posten versehen."

„So!" sagte der Baron, dem der Schweiß, er wußte nicht warum, von der Stirn rieselte. „Wissen Sie schon, das dies Haus verkauft ist?" fragte er, ganz unbewußt sich so weit herablassend.

„Ja, gestern, ich habe es gehört."

Der Baron athmete auf. „Sie sehen seinen jetzigen Besitzer vor sich," sagte er freudig.

Der alte Soldat riß die Augen weit auf und glaubte, der vornehm aussehende Herr sei ein aus einem Irrenhause entsprungener Kranker. „Sie?" stammelte er. „Ei! Sind Sie vielleicht der Sohn des Restaurateurs auf dem Hofe — denn er hat es gekauft, so viel ich weiß."

Alfred war wie vom Schlage gerührt. Kaum konnte er sich auf den Füßen halten; er lehnte sich an die Wand, denn ihm ging, wie eine Art innerer Vision, eine schreckliche Ahnung auf. Der Portier kam aus seiner unterirdischen Kammer herauf und unterstützte den Kranken, für den er jetzt mehr denn je den Baron hielt. Dieser faßte sich plötzlich, riß sich von dem Manne los und sprang in seinen Wagen zurück, den er hatte warten lassen. Kaum besaß er so viel Kraft, dem Kutscher des Justizraths ... Wohnung zu nennen, denn die Zunge klebte ihm am Gaumen. Keuchend fiel er in den Grund des Wagens zurück und zerdrückte seinen Hut, den er abgenommen hatte, in seinen sich krampfhaft auf und zu bewegenden Händen. Zweimal mußte ihm der Kutscher zurufen, daß er vor dem bezeichneten Hause sei. Der Baron kletterte mit Mühe aus dem Wagen, der wiederum halten blieb,

weil er nicht bezahlt worden war. Der Baron eilte die Stufen hinauf, keuchend, athemlos, seine Schläfe laut klopfen fühlend. Er klingelte an der Thür, wo das Schild des Justizrathes hing. Ein unbekannter, noch ziemlich junger Mann öffnete die Thür, trat aber erstaunt zurück, als er den seltsamen Besuch sah.

„Wohnt hier der Justizrath . . .?“ lautete die kaum verständliche Frage dieses Besuches.

„Ich bin es selber, mein Herr!“

„Sie?“ kreischte der Betrogene und fiel bewußtlos auf einen Stuhl.

Mit wenigen Worten war der unerhörte Betrug aufgeklärt, nachdem der junge Herr sich wieder so weit erholt hatte, um hören und verstehen zu können, was ihm gesagt wurde. Man hatte den armen Baron zu einem erkauften Bösewicht geführt, der, wie es sich jetzt erwies, seit dem vorigen Abend aus dem Hause verschwunden war. Der wirkliche Justizrath, die Sache sogleich zu der seinigen machend, versprach ohne Verzug sich zu dem Staatsanwalt zu begeben und den Behörden den Schelmenstreich anzuzeigen. Er wollte so eben den ihm fremden Baron nach seinem Namen und Wohnung fragen, als derselbe die Treppe hinunterstürzte, in seinen Wagen sprang und sich nach seinem Hause fahren ließ — eine neue durch seine Verzweiflung herbeigeführte Uebereilung, die dem Hauptverbrecher eine längere Frist gab, seinen Raub in Sicherheit zu bringen und sich mit aller Ruhe auf seine längst berechnete Flucht vorzubereiten. Erst drei Tage später gelang es den Behörden, dem eben so schlau eingefädelten wie ausgeführten Betruge auf die richtige Spur zu kommen. In diesen drei Tagen aber sollte sich noch viel ereignen, was wir dem Leser in ruhiger Abwickelung vortragen werden.

Alfred von Brandau kam an Leib und Seele zerschmettert nach Hause. Sein Diener mußte ihn in sein Bett tragen. Der Graf war noch nicht wieder zurückgekehrt und Niemand wußte, was dem Baron geschehen war. Doch holte man einen Arzt, der in sein Leben eingeweiht war und seinen nervösen Zustand aus Erfahrung kannte. Dieser Arzt war es auch, der einige Tage später, als er selbst hinter das Begebniß kam, die Behörden auf die richtige Spur leitete.

Alfred blieb den Tag über im Bette. Als er so ruhig dalag, tagte in ihm allmälig das Bewußtsein und klärte sich die Einsicht in seine Lage auf. Aber merkwürdig genug, er durchschaute nicht, wie wir, die Quelle und den Ursprung dieses letzten und größten Betruges, im Gegentheil, er klagte sich selber, seine leidenschaftliche Hast, seine Geldgier und Unwissenheit als den einzigen Urheber seines Leidens an, denn sein Freund, der Graf Zaretta, war es ja selbst gewesen, der ihn von dem Kaufe abgerathen, er war es ja am Ende allein, den man hatte betrügen wollen. Daß dies so war, glaubte er sogar noch mehrere Tage später, selbst nachdem man ihm erklärt hatte, daß die Verkaufsacten des Hauses sämmtlich gefälscht, die Siegelabdrücke des Magistrats ungemein künstlich nachgemacht und die Unterschriften der fingirten Zeugen von Leuten entnommen waren, die wohl in der Residenz existirten, aber von der ganzen Angelegenheit keine Ahnung hatten.

Es war Abends zehn Uhr. Der von so unsäglichem Unheil Betroffene lag halb schlummernd in seinem Bette und sein Diener saß bei ihm. um die beruhigenden Pulver, die der Arzt verordnet, von Zeit zu Zeit seinem Herrn zu reichen, als plötzlich die Thür des Krankenzimmers aufgerissen wurde und der Graf mit Ungestüm, laut schreiend und wehklagend

hereinstürzte. Er war so eben erst nach Hause gekommen, hatte von seinem Kammerdiener die Vorfälle des Tages vernommen, die der Baron Starozza in seinem Schmerze mitgetheilt, und war nun trostlos, seinen Freund, seinen innigst geliebten Freund, in so bedauernswerther Lage zu finden. Und in der That, er spielte seine Rolle vortrefflich, so daß man ihn auch in der Schauspielerkunst für einen Meister halten mußte, denn er warf sich weinend dem Baron in die Arme, kniete vor seinem Bette, küßte und herzte ihn, um endlich gegen sich selbst zu wüthen, indem er es sich nicht verzeihen könne, wie er sagte, an einem so wichtigen Tage von seiner Seite gegangen zu sein, ihm nicht noch dringender von dem Verkauf abgerathen und ihm überhaupt das niederträchtige falsche Actenstück nur gezeigt zu haben.

„Ich bitte Dich," rief der Baron, der durch alle diese wohlberechneten Selbstanklagen beinahe gerührt wurde, „betrübe Dich nicht so sehr, bester Freund, beruhige Dich vielmehr, wie ich es auch schon bin, denn was kann man gegen einen solchen Schlag des Schicksals thun, als ruhig und ergeben dulden!"

„O mein Gott, Du armer Getäuschter, wie gefaßt und muthig Du bist! Das ist ein neuer Beweis Deiner großen und edlen Seele. Mich packt nur immer wieder der unselige Gedanke, daß Du mich für den Urheber dieses Unglücks halten könntest, da Du aus meinen Händen die ohne Zweifel gefälschten Acten erhalten hast."

„O nein, mein Freund, nie wird das meine Ansicht sein. Ich habe sie Dir ja abgefordert, denn Du hast sie mir nicht ausliefern wollen und mißriethest mir sogar das ganze Geschäft — ja, ja, so ist es, nein, ich, ich allein bin der Schuldige, der allzu rasch Entschlossene, warum erwartete ich nicht Deine Rückkehr, auf daß Du mit mir handeltest und mich mit Deinem Rathe unterstütztest?"

„Ich hätte nicht mit Dir gemeinschaftlich gehandelt, Gott bewahre! Ich hatte einen unüberwindlichen, fast instinctartigen Widerwillen gegen diesen Hauskauf, und der niederträchtige Mensch, der mich zuerst auf den Gedanken dazu gebracht, gefiel mir gleich nicht besonders. Daß Du die Sache aber von der Seite betrachtest, gereicht mir zum größten Trost auf lange Zeit."

„Ach ja," sagte der Baron nach einer Pause, die er allein mit Seufzern ausgefüllt. „So ist es. Aber was fange ich nun an, wer hilft mir aus meiner jetzigen jammervollen Lage? Ich bin ein Bettler — habe Schulden, mehr, viel mehr als ich sollte, denn selbst die verkauften Pferde und Wagen habe ich nicht bezahlt, sie waren auf Credit und um so theurer erkauft — wer bezahlt die und wovon lebe ich?"

„Wovon Du lebst?" fragte der Graf mit zärtlicher Hingebung, die ersten Fragen wohlweislich überhörend. „So lange ich bei Dir bin — freilich lange ist das nicht mehr — so lange hast Du Alles, was Du bedarfst. Und wenn ich fort bin — ja dann —"

„Das ist es eben — wer hilft mir dann?"

Der Graf that, als ob er sich eine Weile ernstlich auf einen klugen Gedanken besinne. „Höre 'mal," sagte er dann, „in so bedeutenden Lebensmomenten, wie die sind, in denen Du Dich jetzt befindest, muß man sich stets, wenn man Etwas erreichen will, was zum Leben unerläßlich ist, an die rechte Quelle wenden. Und das ist — gerade heraus gesagt — Dein Vater. Er muß helfen, denn er ist reich. Erzähle ihm, schreibe ihm mit einigen rührenden Worten Dein Unglück —"

„Nicht ein Wort!" unterbrach ihn auffahrend der Baron. „Du kennst meinen Vater nicht, wie ich ihn kenne. Er würde mich mit Füßen von sich stoßen, daß ich so dumm, so leichtgläubig, und vor allen Dingen, daß ich so habgierig war, nicht mit dem schönen Erbtheil zufrieden zu sein, was er mir gab. O Gott! und er hätte ein Recht dazu."

„Nein, das hätte er nicht, wie ich die Sache ansehe. Er ist Dein Vater, Du bist sein Sohn; er ist als solcher sogar verpflichtet, Dir zu helfen. Wenn nun Dein Geld Dir von einem Diebe gestohlen, wenn es in's Wasser gefallen, verbrannt wäre — würde er Dir dann nicht beispringen?"

„Nein, er würde mir den Rath geben, die Folgen meines Leichtsinns, Dergleichen verlieren, stehlen oder verbrennen lassen zu können, zu ertragen und mir nicht hundert Thaler schenken."

„So! Das wäre mein Mann! Den sollte ich zum Vater haben! Das ist ja ein Tyrann! Den würde ich zwingen, mir zu helfen."

„Bah! Womit kannst Du einen solchen Mann zwingen, mir zu helfen."

„Ach, lieber Gott, nichts ist leichter als das. Stelle einen Wechsel auf ihn aus, und wenn die Summe für einmal zu hoch ist, zwei, drei Wechsel, in verschiedenen Fristen zahlbar. Die werden dem ersten besten Bankier präsentirt, der Deinen Vater kennt, der giebt sie dem Bankier Deines Vaters, und der berechnet das Geld nach Bequemlichkeit mit ihm zu seiner Zeit. Hülfe mußt Du haben, verhungern kannst Du doch nicht — und das ist die einzige Hülfe, die ich vor Augen sehe."

„Wechsel?" lallte der Baron und schöpfte schon wieder ne— Hoffnung. „Wird er sie denn zahlen, wenn sie fällig sin[d]? hon

„Das ist gar keine Frage. Er muß! Er wird doch a zu Schmach nicht auf sich nehmen, die Wechsel seines unglückli— der Sohnes — in der bittersten Krisis seines Lebens ausgestellt seiner zurückzuweisen? Ei, darin ist gar kein Zweifel möglich. Sch[on] habe um keinen Makel auf seinem Namen, seiner Familie haften dahin lassen, wird er zahlen. Und dann, überlege Dir's doch — Wechsel kommt erst nach Monaten in seine Hände, zu Kenntniß, so lange läuft er; Du kennst ja die Praxis, ich sie Dir wenigstens oft genug auseinander gesetzt. Bis

nun ist er von allen Vorfällen durch das Gerücht, durch Dich selbst benachrichtigt, besänftigt und Du bist mit ihm längst versöhnt, wohnst bei ihm — dann greift er, wenn er nichts anderes Baares hat, das flüssige Vermögen Deines verschollenen Bruders an — denn das hat er ja noch aufbewahrt, wie Du mir erzählt hast. Nicht wahr?"

„Ha! Du giebst mir das Leben wieder. Es ist ja wahr! O, welch' ein Trost bist Du mir, theurer Zaretta! Mein einziger Freund! Ach, beklage, aber liebe mich, denn das ist jetzt das einzige Bedürfniß meines Herzens!"

„Ich habe es Dir schon oft bewiesen, daß ich Dich liebe, und werde es Dir noch ferner beweisen. Sieh, hier ist ein kostbarer Stein, den verkaufe, wenn ich abgereist bin. Er ist leicht seine 6—800 Thaler werth. Davon kannst Du eine Zeitlang leben. Sodann aber will ich Dir gleich ein paar Wechselformulare holen — wieviel willst Du, zwei oder drei?"

„Hole drei, man kann nicht wissen, wieviel man gebraucht." —

Der Graf sprang behende aus dem Zimmer. In einigen Augenblicken war er wieder da, hatte eine Feder in die Tinte getaucht und reichte die Wechselformulare dem im Bette Liegenden auf einer Unterlage dar.

„Wie hoch soll ich jeden Wechsel ausstellen?"

„So hoch Du willst — das kommt ja allein auf Dein Bedürfniß an," sagte der Graf, mit hochklopfendem Herzen geg uschend.

„So werde ich jeden auf 500 Thaler ausstellen?"

„Das ist freilich etwas wenig in Anbetracht Deiner Lage allein für den Augenblick genügt es. Bis das Geld aus-,n, bist Du ja mit ihm versöhnt —"

„Und welche Fristen soll ich bestimmen?"

„O, — vier, acht und zwölf Wochen, das ist Zeit genug."

Der Baron hatte die Wechsel geschrieben. Der Graf

nahm sie, überlas jeden einzelnen genau und sagte dann: „Willst Du sie mir anvertrauen? Morgen Abend, spätestens übermorgen früh vor meiner Abreise hoffe ich sie für Dich umgesetzt zu haben.“

„Ja, ja, setze sie um, sobald wie möglich — Dir vertraue ich jetzt mein Leben an — Du hast mich vom Untergang gerettet.“ —

Der Graf drückte ihm gerührt die Hand, sagte ihm gute Nacht und ging leise davon, die Wechsel des abermals geprellten Barons mit sich fortnehmend, wie er schon so Vieles von ihm fortgenommen hatte.

Siebentes Kapitel.

Ein moderner Lebemann.

Von dem älteren Sohne des Barons von Brandau müssen wir uns jetzt zu dem jüngeren wenden, um auch dessen Schicksal bis zu dem Puncte zu verfolgen, zu welchem wir am Ende des vorigen Kapitels gelangt sind; denn die, Zeit und Umstände genau berechnende Schlauheit in dem teuflischen Plane des Grafen Zaretta, die Verhältnisse beider Edelleute zu untergraben, sie zu Grunde zu richten und aus den Splittern ihres Vermögens sich ein eigenes zusammenzufügen, hatte Alles so geschickt eingefädelt und so glücklich zu Ende gebracht, daß der Ruin des Einen zugleich mit dem des Anderen zusammenfiel.

Georg von Brandau hatte, wie wir schon aus einem früheren Briefe an seinen Vater ersahen, nicht viel Umgang mit seinem Bruder; ihre Lebensansichten wichen wesentlich von einander ab, ihre Neigungen führten sie nur selten zusammen und ihre Vergnügungen mit anderen, ihnen gleichgesinnten Menschen suchten und fanden sie in ganz von einander gesonderten Kreisen. Nur zufällig trafen sie sich bisweilen hie und da, oder höchstens in wichtigen Momenten, wie wir

bei jener Erbschaftsangelegenheit gesehen haben, wurden sie durch den Willen ihres Vaters vorübergehend zusammengeführt.

Wie im Aeußeren ganz und gar von einander verschieden, zeigten sie auch, wie gesagt, in ihrer Lebensweise, ihren Geistesrichtungen, ihrem inneren Bedürfniß keine Uebereinstimmung. Alfred war ein habsüchtiger, geiziger, allein nach zunehmendem Besitz strebender Mensch, der nur dann einem übermäßigen Lebensgenusse sich ergab, wenn er künstlich dazu angeregt wurde oder eines besondern Stachels, seiner innerlich gährenden Leidenschaft das Gegengewicht zu halten, bedurfte. Dabei war er düster, schwer, zum einsamen Grübeln geneigt, ein Feind alles leichten Verkehrs. Georg dagegen war ein lebenslustiger, warmblütiger, leichtsinniger Mensch, dessen Ziel und Zweck allein seine Unterhaltung, der Genuß des Lebens nach allen Richtungen und in allen Graden war; und ein solcher Mensch lebt nicht gern für sich, er bedarf eines lebhaften geselligen Umgangs. Außerdem war er Offizier und aus diesem Grunde allein schon in einen abgesonderten, aber dadurch nicht solideren Kreis versetzt. Leichtsinnig war er von jeher schon gewesen, schon als Knabe, als Fähnrich, als Offizier bei der Infanterie. Auf einen bei Weitem höheren Grad aber stieg dieser Leichtsinn, als er, von seiner Eitelkeit und seinem Stolze getrieben, ein Husar wurde, denn nun gerieth er mit reicheren, sich vornehmer geberdenden und lebenslustigeren Kameraden in Verbindung. Sein Umgangskreis erweiterte sich, sein nach äußerem Prunk und Glanz dürstendes Herz bekam eine stoffreichere Nahrung, seine abenteuerlichen Pläne wurden durch die Sucht der Nacheiferung bis auf eine schwindelnde Höhe geschraubt. Wie er in diesem Verhältnisse bis zu dem Augenblick lebte, wo er seines Vaters Gut besuchte, sich Geld und ein Pferd holte, um seiner neuen Stellung Ehre zu machen, wissen wir im Allgemeinen; daß er schon

damals Mitglied jenes neu geschaffenen Adelsbundes, des sogenannten Jagdclubs war, ist uns ebenfalls bekannt. Von diesem Zeitpunct an aber müssen wir ihn näher in's Auge fassen, denn allmälig begann er jetzt der Katastrophe entgegenzuschreiten, deren Entwickelung uns gegenwärtig beschäftigen wird.

Der eitele, ahnenstolze junge Mann glaubte, mit dem Eintritt in jenen schon im Allgemeinen bezeichneten Kreis junger abenteuerlicher, dem Nichtsthun und den Lebensfreuden sich ausschließlich ergebener Leute die glänzendste Stufe seines Lebens erstiegen, den Culminationspunct seines Erdendaseins erreicht zu haben. Von nun an gab er sich schrankenlos den Eingebungen seiner Leidenschaften, seines Stolzes und seiner Ehrsucht hin. Ob er genügend mit äußeren Mitteln und Kräften begabt war, diesen Glanzpunct ehrenvoll zu behaupten, — das zu überlegen war seine Sache nicht, denn Ueberlegung, Nachdenken, vernünftige Besonnenheit waren keine Gaben, welche die Natur dem verhätschelten Junker des Barons Brandau verliehen hatte. Wie weit diese Mittel reichten, wie lange das lustige Leben dauern könne, das bedachte der junge Cavalier nicht, das lag nicht in seiner Sorge; Sorge überhaupt kannte und machte er sich nicht, die überließ er seinem Vater und anderen Leuten, die Zeit und Neigung dazu hatten, über das menschliche Leben nachzudenken, was er eine spießbürgerliche, hypochondrische, philiströse Laune und Gesinnung nannte. Mit flüchtigster Eilfertigkeit seinen leichten und angenehmen Dienst zu verrichten, dann dem vollen Gebraus des Lebens sich hinzugeben, ohne weder den Wind zu beobachten, wohin er trieb, noch die Wellen, woher sie kamen, das war seine alleinige Aufgabe, das sein alltäglicher Lebenszweck. Ob dieser Wind nun bald sehr heftig blies, diese Wogen bald sehr hoch gingen — das verschlug ihm nichts, im Gegentheil, das unterhielt ihn, das gewährte Abwechselung,

das gebar nie dagewesene Scenen, und ein Mensch der täglichen, wo möglich stündlichen Abwechselung und Neuheit im Genießen war Georg von Brandau durch und durch.

In allen diesen Nichtigkeiten bestärkte ihn die himmelschreiende Gewohnheit des Tages, die Sitte seiner Gefährten, das Lebensziel aller Derer, die mit ihm in gleichen Verhältnissen sich befanden. Diniren, soupiren auf das Leckerste, trinken, bis man nicht mehr stehen konnte, reiten, bis die kostbarsten Pferde zu Schanden geritten waren, wetten, bis kein Mensch mehr einen Groschen Geld in der Tasche hatte, spielen, so lange irgend ein Credit vorhielt, und zuletzt auf Ehrenwort spielen und Wechsel ausstellen — so war das herrliche gentile Leben beschaffen, welches damals die jungen Leute führten, mit denen Georg ein Herz und eine Seele war. Verfolgen wir dies ungebundene und freche Leben nicht bis in's Einzelne. Dergleichen Scenen sind — sogar in öffentlichen Blättern — zu oft geschildert, um sie dem gesitteten Leser in ihren widerwärtigen Details noch einmal vor Augen führen zu dürfen. Die Pariser Sitten, durch schlüpfrige Lectüre, einzelne Reisende und das tausendzüngige Gerücht sich wie eine epidemische Krankheit verbreitend, waren auf deutschen Boden verpflanzt, aber dadurch eben keine Pariser Sitten mehr geblieben, sie waren in eine barbarische Vergeudung aller physischen und geistigen Kräfte ausgeartet, denen die Zähigkeit des französischen Characters und Körpers, die elastische Fügbarkeit in alle äußeren Verhältnisse und endlich auch die überschwänglichen Mittel der dort so reich begüterten Familien fehlten. Das Resultat dieser Lebensart war allerdings dort wie hier dasselbe, nämlich der Ruin der jungen Leute, die aller ehrbaren Leitung entbehrten, nur dem eigenen leidenschaftlichen Triebe nach Belustigung, Lebensgenuß in allen Formen und Gestalten und der Befriedigung ihrer zum Unnatürlichen gesteigerten Genußsucht fröhnten. In Paris mag Dergleichen geschehen,

Paris ist eine Welt für sich, der Einzelne verschwindet im großen Ganzen, die Welle verschlingt ihn und unbeweint modern seine Gebeine auf dem Grunde des unermeßlichen und alle Tage sich neu gebärenden Lebensmeeres. Hier aber, in der gutmüthigen kleineren deutschen Stadt war das nicht so, war das etwas ganz Anderes. Ein im allgemeinen Ganzen theilnehmendes und mannigfach dabei betheiligtes Publicum nahm sehr bald Act von dem übertriebenen Luxus der Abenteurer; man fand es ganz natürlich, zu fragen: wohin wird dieser Uebermuth führen, zu welchem Ende werden diese jungen Leute gelangen? Daher war ein Treiben, welches die allgemeine Sitte beleidigte, bald Stadtgespräch — die höchsten Personen wurden darauf aufmerksam, und da es ihnen nicht gleichgültig war, was man von den Söhnen ihres Adels sprach, so mußte dem blindlings fortstürzenden Unheil Einhalt geschehen, was auch plötzlich geschah, wie schon in jenem Briefe des Bankiers angedeutet worden ist.

Wie viele Familien sind durch das, nicht verbrecherische, wohl aber namenlos leichtsinnige Leben dieser jungen Thoren an Namen und Ehre, an Geld und Gut schon beschädigt worden, wie viele Thränen im Stillen geflossen, wie viele Seufzer ungehört ausgestoßen. Ohne alle regelmäßige, Körper und Geist gleichmäßig anstrengende Thätigkeit, ohne Rast von einem Vergnügen, einer Ausschweifung zur anderen taumelnd, ohne innere Befriedigung nur äußeren zufälligen und nach allen Richtungen schweifenden Anreizen folgend, vergessen sie alles Erhabene, Edle, Heilige auf der Welt und fallen allein den dämonisch verlockenden Leidenschaften des sündigen Menschen anheim. Kein Nachdenken, keine Arbeit, keine Anstrengung setzt ihre Seele in das verlorene Gleichgewicht zurück, nur Lust, Vergnügen, Genuß suchend, zerrütten sie vor der Zeit ihre moralischen Fähigkeiten mit ihren leiblichen Kräften, und allein die sinnlichen Triebe feiern ihren diabolischen Triumph,

indem sie jubelnd und lachend dem dunkelen Ende zustürzen, wo nur das Elend mit grinsender Lippe in traurigster Gestalt sie erwartet.

Ist es denn wunderbar, wenn nach einem solchen, in ununterbrochenem Rausche fortschwelgenden Leben das plötzliche Erwachen, wenn es einmal erfolgt, ein schreckliches ist? Wenn die Reue, so viel an Kraft, Zeit und Mitteln verloren und nichts, gar nichts dafür gewonnen, Alles zerstört und nichts gerettet zu haben, das harmonische Gleichgewicht des Organismus, der aus Leib und Seele besteht, vor der Zeit zerstört? Aber dies Erwachen, dies Bereuen findet bei Vielen gar nicht einmal statt. In kopflosem Taumel von Niederlage zu Niederlage sinkend, den eklen Rausch des übersättigten Genusses nur von einem Tage zum andern verschlafend, stürzen sie wie ein blindes, wüthend gewordenes Roß dahin, dem Schöpfer und ihren physischen Kräften es überlassend, wann und wo sie zusammenbrechen, erliegen und ruhmlos verenden werden.

Ein solches Leben ist mit der Wirkung einer Lawine zu vergleichen, die vom himmelhohen Felsen zur Erde herabrollt, immer größer anschwillt, immer verderbenvoller an Umfang und Gewalt wird und am Ende Alles zertrümmert und zerbricht, was ihr in den Weg tritt. Wie es Lawinen in der äußeren Welt, in den Regionen der felsigen Bergriesen giebt, so giebt es auch in den Windungen und Schluchten des Menschenlebens und Herzens vom Himmel zur Erde herabrollende Lawinen. Granweise beginnt der abstürzende Verfall der erlahmten Seele, aber mehr und mehr schwillt er an, bis er, centnerschwer und riesengroß geworden, das Herz erdrückt und das darin wohnende Gefühl erstickt, den Geist aber, der über Allem waltet, schwächt und zerstört, bis er anfangs in theilweiser, endlich aber in allgemeiner Lähmung dahinsinkt.

Im Kleinen wie im Großen sehen wir Dergleichen in der heutigen socialen Welt vorgehen. Glücklich noch Derjenige,

der, vom inneren Wurme durchfressen, nur an seinem Leibe Schaden leidet und langsam verdorrt, dessen physische Kräfte eher erbleichen als seine geistigen Fähigkeiten durch ihre stufenweise Abnahme ihn noch bei lebendigem Leibe dem moralischen Tode überliefern. Wehe dem aber, dessen Geist nicht so dehnbar und dauerhaft ist, den Rückwirkungen jener dämonischen Kräfte, die irgend einmal gewiß fühlbar werden, zu widerstehen. Auf ihn fällt haufenweis die Sünde der Welt, seines Stammes, seines Zeitalters — er ist das Opfer des heutigen Strudelgeistes — er, der Gold, Lust und Freude sucht und nur die Sorge, das Elend und den Untergang in der Jugend findet, während ihm ein glückliches Alter wie allen seinen Brüdern aufbewahrt war.

Wenn der Spiegel, den wir hiermit der jungen Welt vorhalten, kein blitzender ist, in dem sich ihr trunkenes Auge mit Wohlbehagen beschaut — wir tragen nicht die Schuld davon, denn wir können nichts dafür, daß dieses Glas trübe ist und ein frühzeitig verblichenes Zerrbild widerstrahlt, welches nichts Göttliches, kaum noch etwas Menschliches an sich hat. Dieses Glas, diesen Spiegel hat sich die junge Welt selbst geschliffen, und mag sie ihn noch so überladen mit glänzenden und goldfunkelnden Rahmen schmücken, das sich darin beschauende Bild wird nie ein anderes, reineres, schöneres werden.

Wohl mag der Genuß der Wollust und die Wollust des Genusses — eben eine Wollust sein. Sich auf sammtenen Sesseln zu strecken, von silbernen Tellern Auserlesenes zu speisen, aus crystallenen Pocalen herrliche Weine zu schlürfen, auf edlen Rossen zu reiten, sich von betreßten Dienern bedienen zu lassen, überhaupt einen von Allen und in Allem angestaunten, glänzenden, jungen, schönen Cavalier zu spielen, mag immerhin etwas Angenehmes und vielfach Begehrtes sein — seine Weihe aber erhält dieser Luxus, wenn der Luxus überhaupt eine Weihe erhalten kann — erst dadurch und

allein dadurch, wenn er durch redliche Arbeit erworben, mit Mühe und Anstrengung errungen, also auf wahres Verdienst gegründet ist, wenn er, mit einem Wort gesagt, den Gipfel des Lebens, nicht aber den Zweck desselben bildet.

Der Leser verzeihe die weite Ausführung eines Gedankens, der uns schon seit vielen Jahren vorgeschwebt hat, allein er ist es vor allen werth, gründlich bedacht und beherzigt zu werden. Das menschliche Leben ist zu kurz, um blos genossen, zu ernst, um blos vergeudet, und zu fest mit unserem künftigen Dasein verschmolzen, um blos geringgeschätzt zu werden, es bedarf der Beleuchtung aller seiner moralischen Tiefen und Untiefen, die in nächtiger Dunkelheit begraben liegen und für einen großen Theil der Menschen Klippen genug bieten, um ihr prachtvoll gerüstetes Lebensschiff, das darin nach Perlen und Edelsteinen sucht, zum Scheitern zu bringen. Ach diese Perlen, diese Edelsteine, liegen nicht in den Tiefen des Lebens, wie auf dem Grunde der See oder in den Schachten der Erde — nur der wahnsinnigen Täuschung Verblendeter erscheinen sie dort aufgehäuft —, nein, sie liegen allein, in dem weisen Gebrauch der Gaben, die uns die fürsorgende Natur verliehen, in dem würdigen Genuß nach vollbrachter Arbeit, in dem Trachten nach Höherem, Edlerem und Geistigerem, als wohin allein der Kitzel unserer vergänglichen Sinne strebt. —

Kurze Zeit nach der ersten Bekanntschaft Alfred's von Brandau mit dem Grafen Zaretta fügte es der Zufall, daß Georg seinen Bruder besuchte und von diesem außerordentlich viel Vortreffliches von seinem neuen Freunde vernahm. Georg, dessen Sinn auf ganz andere Dinge gerichtet, dessen Umgangskreis groß genug war, hörte kaum auf das, was der Bruder sagte, wie er denn überhaupt selten anderer Leute

Meinung hörte oder deren Gedanken verfolgte, vielmehr nur seinen eigenen Grübeleien und Träumen sich hingab. Nach einiger Zeit, nachdem der Freundschaftsbund mit dem Grafen ein festerer geworden war, suchte Alfred die Aufmerksamkeit desselben auf seinen Bruder zu lenken, nicht etwa, um denselben an seiner neuen Glückseligkeit Theil nehmen zu lassen, denn so groß war die Zärtlichkeit der beiden Brüder für einander nicht, sondern nur um sein besonders günstiges Geschick von Georg bewundern und beneiden zu lassen. Der Graf schien nicht sehr geneigt, auf diesen Wunsch einzugehen, denn seine Pläne waren nur auf den einen Bruder beschränkt, und er sträubte sich, seine Kreise, mehr als nothwendig war, auszudehnen. Er liebte es, ein einmal begonnenes Geschäft allein zu betreiben und ganz zu seinem Vortheil auszubeuten, weshalb er sich ja auch zuletzt fast allein auf Alfred's und einiger Wenigen Umgang beschränkt hatte. Allmälig aber, als seine Macht über Alfred gesichert war und er denselben ganz unter seiner Botmäßigkeit sah, erweiterten sich seine Hoffnungen und er fing an, seine Pläne über mehrere ihm zu Opfern tauglich erscheinende Persönlichkeiten auszudehnen. Denn das Gelingen des einen Unternehmens steigerte die Begierde des schlauen Verführers in's Unendliche. Aber auch jetzt noch schienen ihm andere fremde junge Leute lieber und seinen Zwecken entsprechender zu sein, als gerade der Bruder seines Freundes. Einmal war derselbe Offizier, und wir kennen ja seine Antipathie gegen dieselben. Diese nie ganz zu ergründenden Herren mit ihrem ungeheuren Anhang, gleich einer unzertrennbaren Kette durch Herkommen und Sitte zusammengeschmolzen, für deren einzelnes Glied stets eine ganze wohl bewaffnete Reihe mit Gut und Blut einzustehen bereit war, wenn irgend ein Conflict stattfand, waren nicht ganz nach seinem Geschmack. Auch Georg von Braudau, der glänzende, eitle Husarenoffizier, konnte irgendwo jenen viel gefürchteten

Faden hängen haben, den zu berühren so überaus große Gefahr drohte. Außerdem aber hatte der Graf, als leidlicher Menschenkenner, wenigstens der Menschen, die für ihn von irgend einer Bedeutung waren, sehr bald erkannt, daß der jüngere Baron ein namenlos leichtsinniger und verschwenderischer Mensch und dabei allen Ausschweifungen zu sehr ergeben war, die schon an und für sich ein ansehnliches Capital verschlangen, um noch einen Gewinnabfall hoffen zu lassen, der erklecklich genug wäre, um jener weislich gemiedenen Gefährlichkeit die Waage zu halten. Endlich aber, und das gab den Ausschlag in seiner persönlichen Abneigung gegen den jüngeren Bruder, lag Etwas im dem Wesen desselben, vor dem der Graf instinctartig zurückbebte, etwas Zerrissenes, Wildes, Ungebändigtes, was ihm in der vorliegenden Gestalt und Größe noch niemals in seiner Praxis vor Augen gekommen war. Es däuchte ihm oft, wenn er den jungen Offizier aufmerksam beobachtete, als ob ein unbezwungener und ihm unbekannter Dämon unter der Oberfläche dieses leichtsinnigen Wesens schlummere, und als ob es bedenklich, ja geradezu gefährlich sei, diesen Dämon zu stacheln und gegen sich wach zu rufen. Es war dies dieselbe geheimnißvolle, fast gespenstische Macht, die auch die sanfte Marie stutzig gemacht, vor der sie furchtsam in die Einsamkeit geflohen war, und wegen der sie sich den traurigsten Gedanken über das Schicksal des Sohnes ihres Oheims hingegeben hatte. Oft blitzte es dem Grafen, wenn er Georg von Brandau im Stillen betrachtete, wie eine heimliche Ahnung auf, als ob in dessen Innern eine mit Pulver gefüllte Mine verborgen läge, die, durch irgend einen zufällig herbeigetragenen Funken in Brand gesetzt, explodiren und Alles, was ihn umgebe, mit Vernichtung bedrohen müsse. Vor einer solchen Vernichtung aber, auch wenn sie nur in der Zukunft schlummere, bebte der moralisch und physisch feige Fremdling zurück, es war ihm gar nicht so undenkbar, daß

jener verborgene Faden, von dem wir schon zweimal gesprochen, mit dieser Mine in Verbindung stände, und wehe ihm dann, wenn er so unglücklich wäre, diese Explosion selbst zu veranlassen, indem er diesen Faden aus Unvorsichtigkeit oder Zufall in Bewegung setzte.

Diese eigenthümliche Furcht des Grafen, — wir müssen das hier gleich vorweg erwähnen — zeigte sich in der Folge unbegründet, und ihm war es von der Vorsehung nicht beschieden, jenen Faden zu berühren und die Mine explodiren zu lassen, so sehr er seinerseits auch dazu beitragen sollte, das Pulver dieser wirklich, wenigstens moralisch vorhandenen Mine anzuhäufen und die Gefahr der Explosion für Den, der sie in sich trug, größer zu machen.

Lange Zeit hielt sich daher der vorsichtige Dalmatier, wie er nach und nach allgemein genannt wurde, von Georg fern, erst allmälig, Schritt vor Schritt näherte er sich ihm, als er seine Pläne in Betreff Alfred's bereits gereift und der Vollendung nahe sah. Die in Folge des gehabten Verlustes eines Theiles seines Vermögens herbeigeführte Krankheit Alfred's knüpfte das lange in der Luft schwebende Verhältniß zwischen Beiden noch fester zusammen, Georg wurde der Gast seines Bruders, wie dieser der Gast seines Freundes war, und so war die engere Verbindung leicht hergestellt. Der Graf bemühte sich mit allen seinen reichen Mitteln, des Geldes und der Verführung, den jungen Baron zu ködern, der ihm wie ein vom Winde des Zufalls in die Schlinge getriebener Vogel erschien. Georg, leicht zu gewinnen und durch Kleinigkeiten zu fesseln, denn er war in manchen Dingen noch nicht dem Knabenalter entwachsen, wurde geblendet von den glänzenden Verhältnissen des Grafen, er kam einige Tage rasch nach einander, und die geschickt ausgeworfene Schlinge des Vogelfängers zog sich immer enger um seinen Hals zusammen.

Was die äußere Erscheinung Georg's, damals anbelangt,

so war die, still in seinem Innern vor sich gehende Entwickelung zu einem allmälig sich vorbereitenden krankhaften Zustande sichtbar vorgeschritten. Er war, in so jugendlichem Alter, wo der Mann noch lange nicht die höchste und blühendste Stufe seiner Vollendung erreicht hat, schon im Rückschreiten seines Gedeihens begriffen, selbst in leiblicher Verfassung. Sein Gesicht hatte etwas Gedunsenes, Schlaffes, Weibisches angenommen, in seinen Augen loderte eine unheimliche Flamme; unstät, wie er in allen seinen Bewegungen war, konnten sie nie lange auf einem Puncte haften und schienen in unbestimmter Ferne wie in einem leeren Raume umherzuschweifen. Seine Zunge folgte nicht mehr ganz seinen Gedanken, oder vielmehr die Gedanken beherrschten nicht mehr seine Zunge, er stieß oft beim Sprechen an, als wäre ein materielles Hinderniß in seinem Munde vorhanden, das ihn zum Lallen zwänge. Sein Gang hatte etwas Schleppendes, Schwerfälliges angenommen, seine Bewegungen entbehrten der ihm früher natürlichen Anmuth, die in seiner Familie erblich war, namentlich aber trug er seine Schultern — ein häufiges und unverkennbares Merkmal eines sich überhebenden Menschen — auffallend in die Höhe gerückt. Aus dem Zustande der Erschlaffung ging er nicht mehr so häufig in den der Aufregung über; war letztere aber vorhanden, so nahm sie nicht selten einen Anstrich von thierischer Wildheit, von bacchantischer Lust an, die dann alle Gränzen des Anstandes und der Sitte übersprang und Jedermann in Schrecken versetzte, der seine Ueberspanntheit nicht kannte und daher nicht wußte, daß dieser augenblicklichen Aufregung allzubald eine um so tiefere Niedergeschlagenheit und Abspannung folgte. Seine Kameraden waren alle an diese wie Ebbe und Fluth wechselnde Strömung in seinem Leben gewöhnt, Niemand achtete mehr recht darauf, Keiner aber fürchtete sie, nur suchte man ihn mehr und mehr abzuhalten, in fremde Kreise zu gerathen, wo sein Benehmen

leicht ein auffälliges werden und bedenkliche Folgen nach sich ziehen konnte. Daher war es Vielen nicht recht, daß der junge Baron an dem Grafen eine neue Eroberung gemacht, indessen, in Erwägung, daß sein Bruder stets bei dem Grafen und also auch in seiner Gesellschaft sei, beruhigten sich die Befürchtungen derselben, und bald hatten auch Mehrere von ihnen die Ueberzeugung erlangt, daß der Graf ein so durchaus feiner, liebenswürdiger, sanfter und nachgiebiger Cavalier sei, dem es ganz allein um das Vergnügen seiner Freunde zu thun wäre, daß man von jeder Besorgniß Abstand nahm, da nicht vorauszusetzen war, daß der Graf Georg's wilde Natur reizen und zu beiderseitigem Schaden ausbeuten werde.

Die nähere Befreundung Georg's mit dem Grafen aber wurde eines Abends im Hause des Letzteren geschlossen, als er mit einigen vertrauten Freunden desselben bei ihm eingeladen war und der beliebte „Tempel", gehörig mit Champagner befeuchtet, die Herzen erbaut hatte, wenigstens die Herzen Derer, die gewonnen hatten, und zu diesen gehörte diesmal Georg. Zunächst nun wurde er das Opfer des Grafen durch seine maaßlose Eitelkeit, seinen Ahnenstolz und sein unnatürliches Bestreben, ein größerer Edelmann zu werden, als zu welchem ihn die Natur auf dieser Erde bestimmt hatte. Daß der leichtsinnige Offizier bei diesen Schwachheiten am leichtesten zu fassen war, hatte Zaretta sehr bald erkannt. Er begann daher damit, seinem Geschmack, seiner Eleganz, seiner gewählten Toilette und ähnlichen äußerlichen Kleinigkeiten ein lautstimmiges Loblied zu singen. Das allein reichte schon hin, das Ohr, wenn auch nicht das Herz des jungen eitlen Mannes zu gewinnen. Allmälig schritt der Graf mit seinen Schmeicheleien weiter vor, bis Georg endlich auf den traurigen Gedanken gerieth, Graf Zaretta sei der einzige Mensch, den er kenne, der im Stande sei, seine Vollkommenheiten zu ergründen, seinen Geist zu erfassen und Beides weiter auszubilden.

Denn nach dieser phantastisch ihm vorschwebenden Ausbildung strebte er mit einer maaßlosen Gier, in Allem wollte er Meister, unerreichbar, unübertrefflich sein. Außerdem aber hatte der Graf einmal in früherer Zeit ein Wort fallen lassen, welches lange in dem Ohre des Offiziers nachgesummt und zuletzt seine ganze Seele entzündet hatte; er hatte ihn nämlich gefragt, ob seine Familie mit der der ungarischen Fürsten Brandovar verwandt sei, wenigstens habe er einmal gehört, daß eine Seitenlinie dieser Fürstenfamilie sich in die deutsche Freiherrnfamilie der Brandaus fortgesetzt habe.

Als der Graf diese verhängnißvollen Worte gesprochen, war schon ein Theil der in Georg vermutheten Pulvermine explodirt. Er hatte keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht, er strebte mit vollen Segeln dahin, seine Verwandtschaft mit jener Fürstenfamilie aufzuklären, wo möglich aufzufrischen, und er lag den gefälligen Grafen mit unablässigen Bitten an, ihm aus dem reichen Schatze seiner Wappen- und Familienkenntniß die dazu nöthigen Materialien zu liefern. Dieser entschloß sich natürlich dazu, ihm willfahren; er schrieb rasch einige Briefe an gekrönte Häupter, die er dem Baron zu lesen gab, und versprach, sie mittelst seiner hohen Bekanntschaften in Wien und Pesth selbst überreichen zu lassen. Georg taumelte beinahe vor Entzücken. Er umarmte stürmisch den Grafen, nannte ihn seinen Wohlthäter und gelobte ihm ewige Freundschaft, indem er ihm seine Brüderschaft anbot. Wohl drei- bis viermal kam er zu allen Tageszeiten in die Wohnung des Grafen gelaufen, um sich nach den Erfolgen seiner Bemühungen zu erkundigen, und in der That erhielt er eines Tages die sichtbarsten Zeichen des erfüllten Versprechens Seitens des Grafen. Denn dieser zeigte ihm einen angeblich von Wien gekommenen Brief vor, worin die Bestätigung der Familienverbindung der Brandaus mit den Brandovars enthalten war, indessen sei der Zusammenhang

mit einigen Zwischengliedern noch nicht hinreichend aufgeklärt, müsse also späteren Erkundigungen vorbehalten bleiben. Einstweilen war ein schön gemalter Stammbaum beigefügt, der augenscheinlich die Verwandtschaft beider Familien ergab, indem sogar schon der drei Söhne des alten Barons auf Holzendorf darin Erwähnung gethan war. Beiläufig gesagt, eine Malerei, die dem Grafen durch den vertrauten Umgang mit Alfred sehr leicht geworden war, der zwar über die hochtrabenden Pläne seines Bruders lächelte, indessen den Grafen gewähren ließ, die Ehre und den Glanz seiner Familie mit so wenigen Kosten und Opfern zu erhöhen.

Seitdem dieser Stammbaum vom Himmel auf die Erde gefallen war, schwebte Georg in höheren Regionen. Er ließ sich ein neues Wappen stechen, nahm neue Familienfarben an und unterzeichnete seine Briefe an vertraute Freunde mit beiden Namen, vor aller Welt sich auf den Stammbaum berufend, den Viele so leichtgläubig waren, für ein wirklich aus Wien geschicktes Zeugniß der Wahrheit der Verwandtschaft zu halten. Oeffentlich trat der junge Baron natürlich noch nicht mit seiner neuen Entdeckung an's Tageslicht, nur insgeheim machte er seine höhere Stellung geltend, was sich sehr bald in seinem Benehmen gegen seine Diener und sonstigen Untergebenen kundgab.

Mit dieser so plötzlich aufgetauchten Hoffnung auf einstige höhere Stellung — auf einen Fürstenhut, mit den gebührenden Ehren und Auszeichnungen verbunden — ging bald eine andere Ueberzeugung Hand in Hand, die der Baron ebenfalls dem Grafen verdankte und auf seine maaßlose Eitelkeit gegründet war.

Als nämlich der Graf eines Tages seinen Freund besuchte, traf er ihn allein und singend an. „Was hast Du für eine köstliche Stimme!" rief der Dalmatier entzückt.

„Wie, meinst Du? Auf Ehre?"

Der Graf legte die Hand auf's Herz und betheuerte, daß ihm selten ein Mensch mit so vielen und nach den verschiedensten Richtungen verbreiteten Talenten vorgekommen wäre, wie er.

Georg loderte vor Freude beinahe in Flammen auf. „Zaretta," sagte er sprühend, „Du bist ein einziger Mann! Ich kann es meinem Bruder nicht mehr verdenken, daß er in Dein Haus gezogen ist. Du besitzest einen Talisman, der Dir alle Geheimnisse des menschlichen Herzens offenbart. Weißt Du, daß ich schon längst mit dem Gedanken umgehe, meine Stimme von einem bedeutenden Künstler ausbilden zu lassen, denn, auf Ehre! sie ist über alle Begriffe schön. Ich allein kenne ihre Kraft und ihren Umfang. Höre mal!" — Und er riß Mund und Augen weit auf und sang mit ganz gewöhnlicher Stimme ein paar Cadenzen, die dem durchaus unmusikalischen Grafen gellend in die Ohren schallten, so daß er sogar wider Willen lachen mußte. „Warum lachst Du?" fragte der Baron plötzlich mit beleidigter Miene.

„Ich — lachen? Du irrst Dich wohl, mein liebster Freund. Ich bewundere Deine Stimme, Dein musikalisches Talent, Dein Gehör, denn Du sangst ja da gerade die schönste Arie aus den Hugenotten."

„Also wirklich, Du hast sie erkannt? Ja, das ist wahr, ich habe Talent, großes Talent, und Du allein hast es entdeckt, Niemand sonst will es mir zugestehen. Aber das macht der Neid, der sie überhaupt gegen meine Leistungen aufreizt. Jetzt aber werde ich mich vervollkommnen, trotz ihnen! Gieb Acht, es kommt. Heute noch will ich zu dem berühmten Sänger . . . gehen, er muß mir Unterricht geben. Meinst Du nicht?"

„Das versteht sich von selber. Der Mensch hat die Verpflichtung, die Talente auszubilden, die die verschwenderische Natur ihm für sein Erdendasein verliehen hat."

„O Du Herrlicher! Wie sprichst Du stets aus meiner Seele. Komm an mein Herz!“ — Und er umarmte stürmisch den bewegt scheinenden Grafen. —

In der That, als dieser am nächsten Tage seinen Freund besuchte, fand er einen kostbaren Flügel vor und auch der berühmte Sänger war schon einmal bei seinem neuen Schüler gewesen. Da ihm die Stunden nach Begehren bezahlt wurden, so hielt er sich für verpflichtet, der kleinen Laune des offenbar sehr wunderlichen Barons zu genügen.

Von jetzt an bildete Dieser zu jeder Stunde, die er übrig hatte, sein Talent aus. Namentlich des Nachts, wenn er lange nach Mitternacht nach Hause kam und doch nicht schlafen konnte, schrie er die ganze Nachbarschaft wach. Man wußte gar nicht, was denn eigentlich geschehen sei, daß diese schrecklichen, kreischenden Töne sich in so methodischer Reihenfolge Nacht um Nacht hören ließen. Gar bald auch glaubte der eifrige Sänger die Stufe der Meisterschaft erreicht zu haben, denn bei ihm ging Alles im Fluge, wie wenn die Furien der Hölle mit geflügelter Eile ihn vorwärts und dem Abgrunde, der vor ihm gähnte, entgegenpeitschten. Sobald seine Kameraden sich bei ihm blicken ließen, sang er ihnen seine neueste Arie vor, bis diese endlich die Köpfe schüttelten und den tollen Baron, wie sie ihn nannten, nicht mehr besuchten, aus Angst, eine ganze Stunde bei ihm sitzen und seine Schreiereien mit anhören zu müssen.

Aber diese Ausbildung eines so lange in ihm verborgen gelegenen Talentes sollte nicht gar lange dauern. Dem Grafen war es selbst bald zuwider geworden, den jungen Mann in diese Richtung getrieben zu haben, denn er mußte am meisten von seinen künstlerischen Leistungen ausstehen. Daher war er schlau genug, eiligst eine gründliche Abhülfe zu ersinnen. Eines Tages brachte er ihm eine Zeichenschule mit und erzählte, daß dies die neueste Erfindung sei, einen Men-

schen, der Talent dazu besitze, in vier Wochen zum Maler zu bilden.

„Maler?“ rief der Baron. „Glaubst, Du, daß ich vier Wochen dazu gebrauche? Ich will es Dir beweisen. Ich habe schon als Knabe vortrefflich getuscht. Meine Lehrer bewunderten unaufhörlich mein Talent.“

„Aber warum hast Du es denn nicht ausgebildet?“

„Mein Gott, warum? Weil ich keine Zeit dazu hatte. Wie viel Zeit würde der Mensch gebrauchen, der alle seine Talente entwickeln wollte, namentlich wenn er so reich damit gesegnet ist, wie ich! — Aber da sehe ich wieder, was ich an Dir habe, Du hast mich zu meinem eigenen Besten auch darauf aufmerksam gemacht.“

So begannen denn von jetzt an die Studien, um ein großer Maler zu werden. Die Zeichnungen waren ihm bald zuwider geworden, mit dem todten Bleistift über das Papier zu fahren, war langweiliges und überdies kindisches Zeug. Es mußte sogleich gemalt werden — in Oel. Flugs wurden nun alle Geräthschaften dazu angeschafft, die theuersten Farben gekauft, Leinwand auf wenigstens ein Dutzend Blendrahmen verschiedenster Größe gespannt, denn der Baron wollte sein neues Talent gleich in bedeutendem Maaßstabe zeigen. Mit einer seltenen Dreistigkeit und Keckheit warf er seine schrecklichen Skizzen gleich in Oelfarbe auf die Leinwand, bis er plötzlich ein neues Geheimniß der Farbenmischung gefunden zu haben glaubte, sich chemische Bücher kommen ließ, darin studirte und nun auf die Alchemie gerieth, die ihn zum Erstaunen seiner Freunde wieder eine Zeitlang beschäftigte. Aber diese Freunde waren des Erstaunens über ihren Kameraden schon gewohnt geworden. Sie dachten nicht weiter über seine eigenthümlichen Liebhabereien nach. Er singt, er malt, er studirt jetzt, sagten sie sich gegenseitig, und damit war das Gespräch über ihn zu Ende gebracht.

Auf diese Weise machte der Baron alle möglichen Liebhabereien durch; mit den verschiedenartigsten Dingen, die der Graf eigens für ihn erfand und in denen er in dem leichtgläubigen Thoren ein ungeheures Talent zu entdecken vorgab, beschäftigte er sich der Reihe nach, bis endlich das Letzte zum Vorschein kam und die Zeit bis zu seiner Volljährigkeit ganz in Anspruch nahm.

Eines Tages nämlich — es war gerade in der Zeit, als Alfred zum ersten Male krank darnieder lag — kam der Baron zum Grafen und hörte ihn mit Entzücken vom Reisen, von der Völker- und Länderkunde der alten und neuen Welt, von den Abwechselungen, die eine solche Reise gewährt und von tausend anderen darauf bezüglichen Dingen sprechen. Augenblicklich erwachte eine nie so stark empfundene Reiselust in ihm und er fragte den Grafen, welches Land er für das sehenswürdigste halte und welche Reise überhaupt die lohnendste sei.

Der Graf merkte sehr bald die neue Leidenschaft des Unglücklichen und beutete sie nach seinem Gelüsten aus. Er sprach mit Begeisterung von Egypten, den Quellen des Nils, von China und dem goldreichen Australien. Der Baron fing Feuer, er wollte baldmöglichst die Reise nach allen diesen Ländern antreten.

„Dazu gehören aber Sprachkenntnisse!“ sagte der Graf mit Bedeutung.

„Weiter nichts? O mein Freund, das ist eine Kleinigkeit. Ich lerne nichts so leicht, wie Sprachen. Ich spreche Deutsch, einige französische und englische Worte verstehe ich auch schon, also das wird sich vervollkommnen lassen.“

„Vor allen Dingen würde ich Ungarisch lernen und meine erste Richtung auf Pesth nehmen, um daselbst den Fürsten Brandovar und seine Familie zu besuchen.“

Das war genug gesagt, um den Baron in eine fast an Wuth gränzende Sprachleidenschaft zu versetzen. Der Graf

mußte ihm sogleich alle dazu nöthigen Bücher besorgen, ganze Schätze von englischen, französischen, ungarischen Werken wurden vor dem Unersättlichen aufgehäuft, und er saß jede freie Stunde davor, machte sich Auszüge, lernte und arbeitete dabei Pläne zu seiner nächsten, die halbe Welt umfassenden Reise aus.

Auf diese Weise beschäftigte der Graf den in manchen Dingen unbequemen Bruder seines Freundes und lenkte dadurch dessen Aufmerksamkeit von seinen eigenen Plänen ab, die er rücksichtslos auf das Wohl oder Weh seiner Opfer mit der kaltblütigsten Umsicht und der durchdachtesten Raffinerie ausführte.

Alle jene neuen Leidenschaften, Uebungen und Studien des Barons kosteten aber neben seinen fortlaufenden Ausgaben für Schwelgereien und Wetten, für das Spiel und was sonst noch seine Zeit und Kräfte verschlang, ungeheure Summen. Da sie nicht baar vorhanden waren und der übermüthige Mensch sich keinen Zügel anzulegen verstand, so mußten sie irgend woher beschafft werden. Der Credit bei den früheren Leihern war erschöpft, er war noch überall mit der Bezahlung nicht unbedeutender Summen im Rückstande, daher übernahm es Graf Zaretta, anfangs mit scheinbarem Widerwillen und Sträuben, endlich aber der innigen Freundschaft zu dem Baron nachgebend, die nöthigen Gelder zu beschaffen, indem er sich mit Georg darüber einigte, daß die bald zu erhebende Erbschaft alle Schulden bezahlen sollte. Durch seine Vermittelung fanden sich Leute ein, die dem Herrn Baron Capitalien zu bedeutenden Zinsen verschafften, bis endlich dessen Stolz sich auch darin offenbarte, daß er mit keinem Zwischenhändler mehr zu thun haben wollte, die er alle für gemeines, wucherisches Gesindel erklärte, worin er allerdings nicht Unrecht haben mochte, denn der Herr Graf Zaretta hatte schon für blindlings ihm gehorchende Schelme gesorgt, die überall,

wo es Etwas zu gewinnen gilt, für gute Bezahlung zu haben sind, und daran ließ es der selber schelmische Dalmatier nicht fehlen. Ihm stand eine Auswahl solcher brodloser Subjecte zu Gebote, wovon er uns ja schon bei der allmäligen Plünderung des älteren Bruders die sattsamsten Proben abgelegt hat. Da nun der junge Offizier ernstlich auf seinem Widerwillen gegen dergleichen Zwischenpersonen beharrte, so mußte sich natürlich die Freundschaft des Grafen so weit erstrecken, aus eigenen Mitteln die nach und nach immer höher anwachsenden Summen vorzuschießen, wofür er sich denn die gültigsten Scheine geben ließ, die er sofort an seine Unterhändler mit einigem Verluste verwerthete, ihnen vorspiegelnd, daß der Bankier Scheitler, zwei Tage nach gezahlter Erbschaft, sämmtliche Schulden des jungen Verschwenders tilgen werde. Er selbst ließ sich indessen die bündigsten schriftlichen und mündlichen Erklärungen geben, daß er, nach Auszahlung des mütterlichen Vermögens, der Erste sein würde, der seine Bezahlung empfinge, womit der hoffnungsvolle Erbe von ganzem Herzen einverstanden war. Denn mit der Zeit war derselbe so gleichgültig gegen seine Geldangelegenheiten geworden, hatte in Erwartung einer viel größeren Auszahlung von Seiten der vorgespiegelten Fürstenfamilie in Ungarn so ganz und gar die Beurtheilung seiner Verhältnisse verloren, daß dem kühnen Abenteurer, dem er alle diese Hoffnungen verdankte, sein Werk täglich leichter wurde.

In jenem allmälig zur Ueberzeugung angewachsenen Glauben an die bedeutenden, bei der fürstlichen Familie Brandovar für die freiherrliche Seitenlinie Brandau zurückgelegten Summen bestärkte den Unglücklichen der Graf immer mehr. Er besuchte ihn täglich, wenn er nicht Abends mit ihm in Gesellschaft war, und sprach mit leiser Stimme und wichtiger Miene von den glücklich sich lösenden Schwierigkeiten, die der öffentlichen Anerkennung von Seiten des Kaisers im

Wege standen, brachte auch heimlich Briefe, die stets aus der Quelle in Wien geflossen waren und endlich mit Gewißheit die Hoffnung aussprachen, die großen Summen, welche die Familie Brandau beanspruchen könnte, würden gleich nach der kaiserlichen Anerkennung in klingenden Ducaten ausgezahlt werden.

Die Leichtgläubigkeit Georg's — eine immer oder wenigstens sehr häufig vorgefundene Eigenschaft aller geistesschwachen Menschen — war schon zur fixen Idee von der Wahrheit aller Aussagen des Grafen gediehen. Er glaubte nicht mehr an seinen baldigen Reichthum, sondern er hatte ihn schon beinahe sichtbar und fühlbar in Händen. Er schwamm in einem Meere von Wonne, lebte fast in immerwährendem geistigen Rausche und zweifelte in keinerlei Hinsicht, daß er bald ein großer, reicher und vornehmer Herr sein werde. Ja, das Herz floß ihm sogar oft über von seinen überaus glücklichen Verhältnissen, er prahlte, erst gegen Einzelne, dann beinahe gegen Jedermann, mit verborgenen Schätzen, die bald an's Tageslicht kommen und Allen die Augen verblenden würden. Sie könnten dann alle auf ihn rechnen, seine Casse sei ihre Casse, denn auf etwas mehr oder weniger käme es bei einer so ungeheuren Erbschaft nicht an. Da diese Prahlereien mit dem denselben entsprechenden schwelgerischen Leben verbunden waren, der Baron auch stets auf eine Jedermann unbekannte Weise in den Besitz neuer Summen gerieth, so glaubten wenigstens Einige an gewisse vorhandene Quellen, zumal der junge Offizier in letzterer Zeit einen ungewöhnlichen Luxus mit Pferden, Hunden, Waffen und dergleichen trieb, was ihm alles der gefällige Graf unter der Hand anzuschaffen bemüht war.

So brach denn endlich auch ihm der Tag der Erbschaftsvertheilung an. Der Graf ließ in den letzten Tagen weder den einen noch den andern Bruder aus den Augen. So oft

er sich von dem Aelteren und seinen eigenen, in dieser Zeit höchst wichtigen Beschäftigungen losmachen konnte, begab er sich zu dem Jüngeren, jenen der Obhut und Beobachtung seines vortrefflichen Kammerdieners überlassend. Um wenigstens über die Abende frei verfügen zu können und der vielen gedungenen, Schritt und Tritt des Offiziers auskundschaftenden Spione nicht zu bedürfen, lud er denselben mit einigen Glücksrittern und ausschweifenden Kameraden in sein Haus, wo sie, bei der Flasche und an der grünen Tafel beschäftigt, die kurzen Stunden verstreichen ließen, die für den entschlossenen Gauner so wichtig waren.

Wir wissen, daß die beiden Brüder zugleich bei dem Bankier Scheitler eintrafen, um sich ihr Geld zu holen; ebenso daß der Graf den Baron Alfred mit klopfendem Herzen zurückerwartete. Denn um diesen war er mehr als um jenen besorgt, dessen Geld er durch sichere Verschreibungen so gut wie gewiß in Händen hielt. Daß Georg sogleich nach Hause gefahren sei, nachdem er den Bankier verlassen, erfuhr er durch einen eigens dazu aufgestellten Spion. Während er nun Alfred, der sich, wie wir wissen, einige Tage gar nicht von seinem Mammon trennen konnte, unter Beobachtung Starozza's ließ, begab er sich zu dem Offizier und gratulirte demselben, nicht etwa, weil er ein Vermögen in seine Hände bekommen, sondern weil er nun im Stande sei, endlich die lästigen Gläubiger zu bezahlen, die, wie er ihm jetzt eröffnen könne, ohne ihm Sorge zu bereiten, schon seit einigen Tagen Miene gemacht hätten, ihn bei seinem Obersten zu verklagen.

Der so sonderbar Beglückwünschte lachte in sich hinein und rieb sich die Hände. „Die werde ich bald los sein," sagte er, „denn nun wollen wir reine Bahn machen, mein lieber Zaretta. Mich soll hier Nichts fesseln, wenn ich nach Oesterreich gehe, kein Handwerker soll um einen Gulden zu kurz kommen, sie sollen sehen, daß ein Edelmann, aus einem

Blute wie ich, seine Schulden zu bezahlen versteht. — Wie hoch beläuft sich denn die ganze Summe — hast Du die Scheine zusammengerechnet, wie ich Dich bat?"

„Ja," sagte der Graf mit beinahe weinerlicher Stimme. „Das, was ich übersehen kann und wovon ich Kenntniß besitze, beläuft sich — sieh her, hier ist die Rechnung, auf 18,993 Thaler."

Der Graf erhob seinen Blick gegen den im Zimmer auf- und ablaufenden Offizier und fürchtete schon, mit der Nennung dieser Summe auf einen gewissen unsichtbaren Faden getreten zu haben. Allein er irrte sich. Georg von Brandau war nicht mehr in der Verfassung, sich über verschwendetes Geld zu grämen — Dergleichen lag schon weit hinter ihm. Vielmehr lachte er laut, sah den betroffenen Grafen mit spöttischem Auge an und erwiderte:

„Kleinigkeit, Zaretta, erbärmliche Kleinigkeit, darum betrübe Dich gar nicht! Das sollen meine Bauern in Ungarn, ich meine die auf den Gütern, welche ich erben werde, bald wieder eingebracht haben. Wieviel behalte ich von dem ganzen Lumpengelde? Rechne Du, mir wird das Umgehen mit Zahlen alle Tage schwerer." — Bei diesen Worten klingelte er seinem Diener und ließ sich eine Flasche Jamaica-Rum bringen, der jetzt sein Lieblingsgetränk im Hause war, wenn er sich müde und abgespannt fühlte.

Der Graf erholte sich sichtbar bei diesen rücksichtslosen Worten von seiner vorherigen Besorgniß. Er setzte sich an einen Tisch und that, als ob er eine schwere Rechnung zu ordnen habe. „Es bleiben Dir 1007 Thaler übrig," sagte er endlich, „nachdem Du alle Deine Schulden bezahlt hast, das heißt die, von denen ich weiß."

„Versteht sich, versteht sich — nur von diesen kannst Du sprechen. Nun, da bin ich noch sehr zufrieden. Die anderen Gläubiger können warten und sich künftig melden.

Ich werde jetzt bald mein Urlaubsgesuch einreichen. Wann denkst Du, daß der Ausspruch des Kaisers eintreffen kann?"

„Spätestens in fünf bis sechs Tagen," meinte der Graf, nachdem er sich ein wenig auf seine Aussage besonnen hatte.

„Wohl! Da kann man ja noch bis dahin leben von tausend Thalern. Waren es nicht so viel?"

„Tausend und sieben!"

„Tausend und sieben! Noch mehr! Haha!"

„Und wer weiß, ob Du nicht Glück hast, heute und in den nächsten Tagen, denn Du erinnerst Dich doch, daß wir Beide unsern lieben Freunden versprochen haben, drei Abende hintereinander ein kleines Spiel zu machen?"

„Versteht sich. — Trinkst Du gar keinen Jamaica?"

„O ja, bisweilen; auf der Reise und wenn es kalt ist — aber jetzt haben wir ja August!"

„Weiß der Teufel!" sagte der Baron und goß sich ein neues Glas Rum ein, „ich friere bald, bald schwitze ich. Dergleichen Unbehaglichkeiten habe ich früher nicht gekannt. Wenn ich nur nicht einmal krank werde, das käme mir jetzt sehr ungelegen. — Apropos, hast Du Alfred schon gesehen? Was hat der mit seinem Gelde angefangen? Haha, der Geizhals! Er hat es gewiß sogleich in einen feuerfesten Kasten gesteckt!"

„Beinahe," erwiderte mit dem Kopfe schüttelnd der Graf. „Er sitzt davor und zählt seine Scheine. Diese Nacht wird er sie wohl unter seinem Kopfkissen bewahren."

„Höre 'mal," sagte Georg und lehnte sich vertraulich an den Grafen, „mein Bruder kommt mir bisweilen vor wie ein Narr. Wenn der mit seinem Geiz und seinem Hochmuth nicht noch einmal in ein Irrenhaus spaziert, will ich nicht das Leben haben. Meinst Du nicht auch?"

Der Graf schauderte unwillkürlich zusammen. Er wagte

nicht, seinen gewöhnlich so frechen Blick zu dem so vertraulich Sprechenden und ihn Fragenden zu erheben.

„Das glaube ich kaum,“ sagte er dann kalt, aber mit bebender Stimme, „vielmehr glaube ich, daß er sich noch einmal eine Kugel durch den Kopf schießen wird, wenn er sein Geld verlieren sollte.“

„Bewahre, das glaube ich nicht. Dazu hat er keinen Muth, er ist nicht Cavalier genug dazu. Ehe der so ein Ding, wie eine Pistole in die Hand nimmt und gegen seinen Kopf richtet, habe ich mich zehnmal auf Tod und Leben geschlagen. Denn ich bin ein Cavalier, wie er im Buche steht. Nicht wahr, Zaretta?“

„Ja, Du bist vortrefflich in allen Dingen —“

„Nein, nicht in allen Dingen, aber — sage mir, Bruder Zaretta, ein Cavalier bin ich, nicht wahr, und ein vollkommener?“

„Das bist Du!“ sagte der Graf mit der ehrlichsten Miene, deren er Herr werden konnte.

„Nun ja, das wollt' ich blos hören. Da — da sind die erbärmlichen 20,000 Thaler von meiner Mutter — zähle Dir davon ab, was Du bekommst, gieb mir die Scheine und lege das, was noch übrig bleibt, in jenen Schrank. Oder halt, — die Scheine kannst Du auch vernichten — es braucht kein Mensch zu erfahren, was und von Wem ich meine Gelder bezogen habe — verbrenne sie also in jenem Ofen.“

Sobald er dies gesagt hatte, setzte er sich auf sein Sopha, streckte sich ganz darauf aus und schlief sofort ein, wie seine abgespannte Natur es verlangte, indem er in diesem Augenblick thatsächlich den Beweis lieferte, daß er ein ächter Cavalier sei, da er den Gauner Zaretta mit seinem ganzen Vermögen allein ließ.

Der Graf war durch die letzte Rede des edelmüthigen Offiziers, wie er seit langer Zeit keine von ihm in solchem

Zusammenhange und auf so ernstem Hintergrunde gehört, sichtbar erschüttert worden. Er beobachtete eine Weile den schlummernden Baron und erst, als er ihn fest eingeschlafen wußte, schlich er auf den Zehen nach der Thür, schloß sie ab und fing an, die auf den Tisch geworfenen Geldpapiere zu zählen. Als er damit zu Stande gekommen, öffnete er seine Weste, unter der er auf bloßem Leibe einen kostbaren ledernen Geldgürtel trug. Auch diesen öffnete er mittelst einer nur ihm bekannten Vorrichtung, steckte 19,000 Thaler Papiergeld hinein und verschloß sie wieder. Dann brachte er seine Kleider in Ordnung und nahm aus seiner Börse sieben Thaler, die er auf den Tausendthalerschein legte, der dem beraubten Edelmann von seinem mütterlichen Erbtheil übrig geblieben war. Sodann aber nahm er die einzelnen Schuldscheine zur Hand, die alle von ihm selbst, obwohl mit verschiedenen Schriftzügen und Tinten geschrieben waren, las sie sorgsam noch einmal durch und verbrannte sie endlich im Ofen, wie der sorglose Baron geheißen, der keine Ahnung davon hatte, in wessen Hände er das Vermächtniß seiner liebenden Mutter gelegt habe.

Wohl eine Stunde blieb der Graf so vor dem Schlafenden sitzen, betrachtete ihn mit gemischten Gefühlen und Gedanken und brütete dann im Stillen seine weiteren Pläne aus. Endlich schien ihm der Schlaf des Barons lange genug gedauert zu haben. Er ließ einen harten Gegenstand auf den Boden fallen, wovon der Schläfer sogleich erwachte.

„Bist Du munter?" fragte der Graf theilnehmend, indem er seine Hand auf die brennende Stirn seines Opfers legte.

„Ja, was ist die Uhr?"

„Es wird Zeit, daß Du zum Essen gehst."

Der Offizier erhob sich, schnallte seinen Säbel um,

nahm Mütze und Handschuhe und blickte sich rings im Zimmer um.

„Dein Geld habe ich in den Schrank gelegt. Da, sieh!“ sagte der Graf. „Und die Scheine habe ich im Ofen verbrannt, wie Du gewollt — da liegt die Asche — bemerkst Du sie?“

„Es ist gut, laß uns gehen.“

Beide begaben sich auf die Straße und trennten sich erst vor dem Hause, in welchem Georg zu speisen pflegte, nachdem Letzterer noch einmal das Versprechen gegeben, sich heute Abend um die bestimmte Zeit in einem bekannten Locale einzufinden, um das beabsichtigte Spiel abzuhalten. Der Graf aber begab sich nach Hause, um zu hören und zu sehen, wie Alfred seinen neuen Reichthum anzulegen beschlossen habe.

Während nun in den nächsten Tagen die Comödie mit diesem seinen uns schon bekannten Verlauf nahm, wie es zwischen dem Grafen und seinem Kammerdiener genau verabredet war, brachte Ersterer seine Zeit fast ganz in der Gesellschaft einiger auserwählter Edelleute zu, die mit zu dem Jagdclub gehörten, also sämmtlich reiche junge Männer waren und dem Grafen bedeutend genug erschienen, um ihnen die Ehre zu erweisen, kurz vor seiner längst vorbereiteten Reise seine Taschen von ihrem Ueberfluß zu füllen. Diese von Leidenschaft erhitzten jungen Leute hatten sich, wie man zu sagen pflegt, in das Spiel verbissen, sie konnten kaum die Zeit erwarten, wo das Tageslicht schwand und die Kerzen angezündet wurden, die ihrem übermüthigen Thun leuchten sollten. Sie hatten in der letzten Zeit zu große Summen an den immer glücklichen Dalmatier verloren, um nicht zu

wünschen, endlich einmal die Lichtseite des Glückes zu sehen. Sie wußten so ziemlich alle, daß derselbe bald abreisen werde, daher mußten sie eilen, wenn sie Genugthuung haben wollten. Mit einem wahren Fieberschauer verzweifelnder Ungeduld eilten sie ihrem Unheil entgegen. Drei Abende waren ihnen nur noch gestattet, um die Laune des Glückes zu ködern, und es schien ihnen wirklich gelungen, endlich einmal den Grafen bluten zu sehen, wie sie sich ausdrückten. Denn war es seine Zerstreutheit oder hatte sich sein altes Glück ganz von ihm gewandt — an den ersten beiden Abenden verlor er ganz erkleckliche Summen und die Taschen der so lange ausgeplünderten Herren füllten sich wieder mit schwerwiegenden Goldstücken.

Am letzten Abend aber, an welchem der Graf dem Spiele zu huldigen versprochen hatte, — es war dies derselbe Tag, an welchem Alfred von Brandau sein Vermögen verloren hatte — kehrte das Glück in fast überschwenglichem Maaße an seine Seite zurück. Seine Gegner verloren Alles an seiner Bank, was sie hatten, und da sich ihr Eifer verdoppelte, je größer ihr Verlust war, so fingen sie an, auf Ehrenwort zu spielen, wobei sie indessen in gleichem Verluste blieben. Ueber das düstere Gesicht des glücklichen Bankhalters hatte sich ein Schein fast wilden inneren Frohlockens gelagert; mit sicherer Gewalt und unerschütterlicher Ruhe behielt er seine Opfer im Auge und verlor keinen Augenblick seine äußere Gleichgültigkeit, so stürmisch auch sein Herz vor Freude pochen mochte, da er alle seine teuflischen Entwürfe gelingen sah.

Plötzlich wurde die Stille in dem kleinen verschlossenen Raume, in welchem die Hölle ihr Wesen trieb, unterbrochen. Eine leichte Hand pochte draußen an und eine bescheidene Stimme bat, die Thür zu öffnen. Die Spieler zuckten zusammen und Graf Zaretta, an dergleichen Ueberfälle vielleicht

gewöhnt, ergriff sogleich die Karten und was sonst an das Spiel erinnern konnte, um es nöthigen Falles irgendwo verschwinden zu lassen.

Niemand von der Gesellschaft, da Alle ihre Augen voll Spannung auf die Thür gerichtet hatten und mit betroffenen Gesichtern der unvermutheten Ueberraschung entgegensahen, bemerkte, wo der vorsorgliche Graf blieb. Wie ein Aal, der den Händen des ihn ergreifenden Fischers entschlüpft, schlich er durch die halb geöffnete Nebenthür in ein Seitengemach, von hier aus für's Erste den kommenden Ereignissen aus gesicherter Ferne entgegenzusehen.

Bald aber wurde stärker geklopft und eine ernste, militairisch accentuirende Stimme ließ draußen die Worte vernehmen: „Im Namen des Königs, meine Herren, bitte ich die Thür zu öffnen!“

Diese Worte verfehlten nicht, auf die Gemüther der Anwesenden einen zauberhaften Eindruck hervorzubringen. Während Einige von ihnen nach ihren Säbeln sprangen, die ruhig in der Ecke lehnten, öffnete irgend eine Hand die verschlossene Thür. Ein höherer Polizeibeamter, mit Offiziersrang bekleidet, trat, artig seine Kopfbedeckung abnehmend, in's Zimmer, schloß die Thür wieder hinter sich, vor welcher draußen noch zwei seiner Unterbeamten sichtbar wurden, und verbeugte sich dann höflich vor den Anwesenden, sie sämmtlich der Reihe nach betrachtend und wie nach einer bestimmt hier erwarteten Physiognomie suchend. Diese Physiognomie aber war schon lange nicht mehr anwesend. Graf Zaretta, als er den Ernst der Lage erkannt, hatte sich im Nebenzimmer, rasch die mitgenommenen verrätherischen Spielgegenstände in irgend einen Winkel werfend, einem Fenster genähert, dasselbe leise geöffnet und war daraus in den Hof des Hauses gesprungen, der keine sechs Fuß tief unter dem Fenster lag. Von hier aus war es ihm leicht gewesen, über einen zweiten Hof ein anderes

Haus zu gewinnen, durch dessen zufällig offenen Thorweg, aus welchem eben ein Wagen fuhr, er auf die Straße entschlüpfte. Da man von Seiten der Polizei, die noch nicht von dem verbrecherischen Treiben des Grafen benachrichtigt war, keine Verhaftung, nur eine Bestätigung der Thatsache beabsichtigte, so hatte man es außer Acht gelassen, die zu dem bewußten Hotel führenden Ein- und Ausgänge zu besetzen; das Erscheinen des Beamten war eine Demonstration, nichts weiter, am wenigsten aber, wie Bankier Scheitler irrthümlicher Weise dem Baron auf Holzendorf geschrieben, auf Befehl des Königs erfolgt; sie geschah einzig und allein im Auftrage der Polizei, die den Ort des Spiels und die Spieler kennen lernen wollte, da sie zufällig Kunde erhalten, daß eine aus Personen des vornehmeren Standes zusammengesetzte Gesellschaft in jenem Hause ein allzuhohes Spiel triebe und die Söhne reicher Familien an den Bettelstab zu bringen versuche. Erst das Gerücht am nächsten Morgen, wo das Schreiben des Bankiers abgeschickt wurde, verbreitete jene Unwahrheit, die um so glaubhafter erschien, da ein Theil der aufgesuchten Spieler zum Militairstande gehörte.

„Meine Herren," begann der Polizeibeamte seine herbe Pflichterfüllung, „verzeihen Sie mir, daß ich Sie störe. Aber ich bin beauftragt mich zu erkundigen, ob hier von dem Gesetz verbotene Spiele gespielt werden. In diesem Augenblick sehe ich allerdings nichts davon. Sie gestatten mir daher die ergebenste Frage, zu welchem Zweck Sie hier stehend um diesen Tisch versammelt sind, und was Sie bis zu meinem Eintritt getrieben haben."

Die langen Gesichter der jungen Herren beruhigten sich etwas bei dieser höflichen Anrede. „Wie Sie sehen, trinken wir Champagner," sagte Einer der Anwesenden.

„Und wir haben sogar gespielt," rief Georg von Brandau trotzig, der durch das Spiel schon erregt genug war

und durch diesen Auftritt noch mehr in Flammen versetzt wurde.

„Aber Sie haben doch nur erlaubte Spiele gespielt?“ fuhr der Beamte zu fragen fort.

„Das geht Sie nichts an.“

„Doch, Herr Baron, das geht mich wohl an, denn deswegen bin ich eben hier.“

„Ich sehe Sie wohl, Sie machen sich breit genug!“ erwiderte der aufgeregte junge Degen.

„Ich mache mich nicht breiter, als mich Gott geschaffen hat; da Sie mir aber nicht Rede stehen, so werden Sie mir erlauben, das Zimmer zu durchsuchen, und mir dann Ihre Namen sagen.“

„Mein Herr, wir sind Edelleute, Offiziere Sr. Majestät des Königs, wie Sie sehen!“ sagte stolz Einer der Anwesenden, zugleich den aufbrausen wollenden Baron zurückhaltend.

„Ja, das sehe ich. — Hier in diesem Zimmer ist, wie ich bemerke, nichts von verbotenem Spiele zu sehen. Ich bin befriedigt. Aber wie ist mir denn — Sie sind jetzt nur zu Sechsen — vorher waren Sie Sieben, das weiß ich bestimmt. Sie kenne ich Alle, meine Herren, und Sie brauchen mir daher Ihre Namen nicht zu sagen. Aber wer war der Siebente, der sich wahrscheinlich durch dieses Zimmer da entfernt hat?“

Kein einziger Mund öffnete sich, um den Namen des Abwesenden zu nennen. Starr und steif standen sie da und betrachteten den Beamten, der in das Nebenzimmer getreten war und sogleich das offene Fenster bemerkt hatte. „Aha!“ sagte er zurückkehrend, „er ist durch das Fenster geschlüpft. Ich schließe daraus, daß es keiner Ihrer Herren Kameraden und wahrscheinlich der Bankhalter war. Irre ich mich, meine Herren, oder habe ich Recht?“

„Sie irren sich!“ polterte der junge Brandau heraus.

„So habe ich die Ehre, mich zu empfehlen, meine Herren. Entschuldigen Sie die unwillkommene Störung, allein mich sandte das Gesetz. Gute Nacht!“

Der Beamte verbeugte und entfernte sich, von Keinem der Anwesenden mit einer Erwiderung seines Grußes beehrt. Als er fort war, sahen sich die Unterbrochenen eine Weile stumm an, dann brachen einige in ein zweideutiges Gelächter aus, während Andere ihren Unmuth durch laute Ausrufe kundgaben und Junker Georg sich sogar bei Sr. Majestät beklagen wollte.

„Das wirst Du hübsch bleiben lassen,“ sagte Einer der Anwesenden zu dem aufgeregten Brandau. „Ich rathe, daß wir uns in aller Stille auf und davon machen. Die Partie ist doch einmal gestört. Wohlan denn, gehen wir an den für solche Ereignisse vorherbestimmten Ort. Wir müssen den Grafen bezahlen oder ihm Wechsel ausstellen, da er sehr bald abreist.“

Dieser Vorschlag ward einstimmig gut geheißen und in wenigen Minuten stand das Zimmer leer. Die sechs anwesenden Herren verloren sich auf verschiedenen Straßen und Wegen aus den Augen. Nach etwa einer Stunde aber trafen sie sich sämmtlich in der Wohnung des Einen von ihnen wieder, wo sie nicht lange auf den Grafen Zaretta zu warten brauchten, denn auch ihm war der Ort der Versammlung im Falle einer Unterbrechung, sogar auf seinen Rath, im Voraus bestimmt worden. Niemand machte ihm einen Vorwurf, daß er sich so heimlich und rasch aus ihrer Mitte zurückgezogen, aber auch Niemand bezeigte für heute die geringste Lust, das unterbrochene Spiel von Neuem zu beginnen. Dagegen unterzeichneten Alle verschiedene Schuldscheine mit ihren Namen, gaben dem Grafen die Orte an, wo er sein Geld darauf erhalten würde, und verabschiedeten sich dann von ihm, ohne zu ahnen, daß diese Trennung auf Nimmerwiedersehen statt-

finde. Jetzt erst zerstreuten sie sich in ihre verschiedenen Wohnungen. Graf Zaretta aber begab sich schmunzelnd und lächelnd, daß ihm auch dieser letzte Schlag geglückt, in sein Haus, um hier die schon früher berichtete Comödie mit dem trostlosen Alfred aufzuführen, der an diesem Tage sein mütterliches Erbtheil verloren hatte.

Achtes Kapitel.

Herr Hübner.

Wenn der Graf Zaretta dem seltsamen Gefühle der Beklemmung gefolgt wäre, welches ihn nach diesem letzten Gesellschaftsabend in der Residenz erfaßte, so wie den Eingebungen seiner sonst so umsichtigen Klugheit, er wäre so bald wie möglich abgereist, hätte alles zu Besorgende zurückgelassen und sich mit seinem, ohnehin großen Gewinnst für diesmal begnügt. Aber seiner Meinung nach war seine Reise, obgleich für die nächste Zeit festgesetzt, nicht so unmittelbar an diesem Abend ausführbar. Daß ihm keine Gefahr von Seiten der Behörden in Folge der Aufhebung der Spielergesellschaft drohte, glaubte er mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen zu dürfen, denn ihn hatte Niemand in und aus dem bewußten Hause gehen sehen, und daß die königlichen Offiziere seinen Namen, wenn danach gefragt werden sollte, verschweigen würden, unterlag keinem Zweifel. Die Begierde daher, seine Pläne bis auf den äußersten Punct ausgeführt zu sehen, das begonnene Werk der Plünderung bis auf den letzten Groschen fortzusetzen, und erst dann zu weichen, wenn alle Möglichkeiten einer weiteren Erbeutung erschöpft seien, hielt ihn länger, als nothwendig, fest und

schmiedete gegen ihn eine Waffe, deren Schärfe und Schwere ihm gegenwärtig oder zukünftig gefährlich werden mußte.

Der nächste Tag nun nach dem erwähnten Abend wurde mit gänzlicher Abschließung aller eingegangenen Geschäfte hingebracht, von denen mehrere einige seiner Vertrauten besorgten, die sich namentlich mit der Einkassirung der bei verschiedenen Bankiers niedergelegten und gewonnenen Summen zu beschäftigen hatten. Sodann wurden einige nothwendige Reiseeffecten beschafft und die Händler empfangen, die Alles, was der Graf zurückließ, Möbel, Hausgeräth, schwer bewegliche Luxusgegenstände und dergleichen mehr, gegen baare Zahlung abkauften und die Sachen erst nach der Abreise des Grafen abzuholen versprachen. Auch die fremden, in der Residenz selbst angenommenen Diener, mit Ausnahme der Köchin, wurden schon an diesem Tage entlassen, und außer dem Grafen Zaretta und seinem treuen Kammerdiener, sowie dem Baron von Brandau, der krank im Bette lag, und dessen Diener, der nicht von seiner Seite wich, blieb Niemand zurück, ohne daß jedoch die Letzteren von der allmäligen Leerung und Verödung ihres Hauses eine Ahnung hatten.

Bei allen diesen Obliegenheiten, die fast den ganzen Tag in Anspruch nahmen, fühlte sich Starozza am lebhaftesten von einer fieberhaften Unruhe gequält; gegen seine Gewohnheit trieb er von Stunde zu Stunde mehr zur größten Eile, und doch wußte er so gut wie der Graf selber, daß außer den Geldgeschäften außerhalb des Hauses noch mancherlei Verrichtungen innerhalb desselben am Schreibtische zu vollführen waren, die, nach der Zeit zu urtheilen, die man auf sie verwandte, wichtig genug sein mußten.

Endlich, am Abend dieses Tages, kurz vor zehn Uhr, lief durch einen Unterhändler die letzte erwartete Geldsumme ein, und nun war Alles außer dem Hause abgemacht und der Abreise stand nichts mehr im Wege. Das wichtigste und

letzte Geschäft im Hause selbst: das Einpacken der im geheimen Cabinet verwahrten Gegenstände war nun allein noch zu besorgen. Der Graf hatte den Baron Alfred mehrere Male im Laufe des Tages flüchtig besucht, ihm gesagt, daß er erst am nächsten Abend abreisen und daß bis dahin seine Köchin seine Verpflegung nach gewohnter Weise fortsetzen würde. Als er endlich dem beständig um seinen Verlust jammernden Kranken eine gute Nacht wünschte, ahnte dieser nicht, daß er seinen innigstgeliebten Freund zum letzten Male gesehen habe, und doch war der Graf entschlossen, seinen Fuß nicht mehr über die Schwelle des so schmählich Betrogenen und nun auch elend Verlassenen zu setzen. Er konnte ihm nichts mehr nützen, er konnte nichts mehr von ihm gewinnen, denn er besaß nichts mehr, was der Rede werth war.

Die folgende Nacht hindurch brachte der Graf und sein Diener in dem geheimen Cabinet zu, worin wir sie am nächsten Morgen selber besuchen werden, um zu erforschen, was so Wichtiges denn im letzten Momente sollte eingepackt werden. Während der Kammerdiener allein noch ämsig und unermüdet fortarbeitete, verließ der Graf vor Tagesanbruch den Schreibtisch, um wenigstens noch einige Stunden dem Schlafe zu weihen. Schon um sieben Uhr Morgens aber trat Starozza vor das Bett des Grafen, und sah trotzdem, daß er die ganze Nacht thätig gewesen, wenig ermüdet, wenngleich etwas erbittert und verdrossen aus. In seiner Hand hielt er einige Papiere, deren Ausfertigung ohne Zweifel sehr schwierig gewesen war, da sie die Geschicklichkeit eines so gewandten Menschen ungewöhnlich lange in Anspruch genommen hatte.

Der Graf, der einen ungemein leisen Schlaf hatte, wie jedes auf Angriff oder Widerstand angewiesene Raubthier, erwachte sogleich und begriff den Grund des Erscheinens seines Dieners. „Bist Du fertig?“ fragte er gähnend.

„Mit Allem. Es bleibt uns jetzt nur noch das Ein-

packen der verschiedenen Geräthschaften übrig, was leicht von acht bis zehn Uhr geschehen kann, zu welcher Zeit der Spediteur bestellt ist, um die Kisten abzuholen. Diese Eine Stunde von jetzt bis Acht muß ich schlafen, ich bin müde wie ein Hund. Wohin werden wir aber zunächst reisen? Hast Du es Dir noch einmal überlegt?“

„Am liebsten ginge ich sogleich nach England; da sind wir am sichersten und können uns auch jeden Augenblick nach Amerika einschiffen, wohin wir lange wollten.“

„Damit bin ich einverstanden — aber welchen Weg willst Du wählen?“

„Ja, das ist die Frage! Ich kann nicht direct nach London gehen. Ich muß erst einen kleinen Abstecher im Inlande machen.“

„Wie? Du willst Dich noch länger hier aufhalten? Hast Du an Deinem ungeheuren Gewinn noch nicht genug?“

„Nein, ich habe noch nicht und nicht eher genug, als bis ich dieses vortreffliche mütterliche Vermögen, von dem ich erst zwei Drittel besitze, ganz in Händen habe.“

„Also Du bist fest entschlossen, Deinen früheren Plan auszuführen?“

„Fest und unwiderruflich. Ich will mich nicht vergebens bemüht und Alles so genau wie möglich ausgekundschaftet haben.“

Der Kammerdiener runzelte die Stirn und sein so schon düsteres Gesicht nahm Form und Ausdruck eines Unzufriedenen an. „Ich bin mit diesem Plane nicht einverstanden,“ sagte er trotzig, „wir haben vor allen Dingen Eile nöthig und in zwei Tagen können wir schon auf dem Meere sein. Denke an die Telegraphen!“

„Als ob ich nicht an Alles dächte! Thor, der Du bist! Werden wir die Straßen wählen, an deren Seiten zu unsern überflüssigen Begleitern die Telegraphendräthe laufen? Will

ich überhaupt auf der Eisenbahn reisen? Das wäre wirklich heutzutage eine Narrheit. Sieh' da, wie gut jener Abstecher zu Lande zu unserm Unternehmen paßt. Man wird uns schon außerhalb des Landes suchen, während wir ganz gemächlich in einem sicheren Dorfe sitzen."

Starozza schüttelte sich vor Unwillen. „Das ist nicht nach meinem Geschmack," maulte er. „Ich sage Dir zum letzten Mal: mach', daß wir fortkommen — ich wittere Unheil. Mir liegt es wie Blei in den Gliedern und wir haben schon viel zu viel Zeit verloren."

„Das kommt von der Nachtwache her. Nein, gehorche mir nur. Diesmal will ich meinen Willen haben. Noch bin ich der Herr und Du der Diener. Erst wenn wir auf englischem Boden sind, wechseln wir die Röcke mit den Rollen und dann hast Du die erste Stimme."

Der Kammerdiener, der, wie wir jetzt sehen, nur ein künstlicher Kammerdiener, vielmehr der innigst Verbündete und schlaueste Helfershelfer des Grafen, gleichsam sein zweites Ich und die Ergänzung zu einer einzigen verbrecherischen Größe war, murmelte etwas Unverständliches zwischen den Zähnen und entfernte sich, um sich eine Stunde auf's Ohr zu legen, denn mehr bedurfte diese abgehärtete Natur nicht, um sich zu neuen Unthaten hinreichend gestärkt zu fühlen. Auch der Graf legte sich auf die andere Seite in seinem üppigen Lager und Beide schliefen so ruhig ein, als hätten sie das lohnendste Tagewerk vollbracht und als wiege sie das reinste Gewissen in den unschuldigen Schlaf.

Punct acht Uhr aber ertönte der gestellte Wecker über dem Haupte Starozza's und er fuhr schnell empor. Sein erster Blick richtete sich auf seine Uhr, der zweite auf eine Flasche starken Weines, die auf seinem Nachttische stand. Er goß sich ein großes Glas davon ein und aß hastig dazu ein Stück Brod, welches daneben lag. Das war sein Frühstück,

und ein ähnliches nahm in diesem Augenblick auch schon der Graf ein, um sich zu dem neuen und letzten Tagewerke in der deutschen Residenz zu stärken.

Bald darauf fanden sich Herr und Diener in dem geheimen Gemache ein. Sie begrüßten sich nicht, sondern gingen schweigend, ein jeder für sich, an ihre Arbeit. Zunächst wurde der eiserne Geldschrank, der auch schon verkauft war, geöffnet und einige Bündel Papiere in den Grund eines stark mit Eisen beschlagenen Koffers gelegt. Sodann wurde das große in der Mitte des Zimmers stehende Schreibpult geöffnet und die darin enthaltenen tausenderlei Gegenstände vorsichtig eingewickelt und ebenfalls in den riesigen Koffer gepackt. Es waren dies Papiere, Schreib- und Zeichenpapier von allen möglichen Sorten, Farben und Altern; sodann kam ein Vorrath von Fläschchen an die Reihe, in denen Tinten von allerlei Farben enthalten waren, je nachdem man eine alte oder neue Schrift herstellen wollte. Darauf verschiedene Sorten Zeichenmaterials, Stempel und Petschafte, sehr zierlich in Holz oder Metall geschnitten, ein Kunstzweig, in welchem Starozza eine hohe Meisterschaft erreicht hatte. Nachdem auch diese geheimen Dinge wohl verpackt waren, folgte das sehr kostbare und feingearbeitete Werkzeug, womit alle diese Dinge hergestellt wurden, eine kleine Drehbank, in einzelne Theile zu zerlegen, optische, physikalische und solche Instrumente, welche die beiden Abenteurer zur Verfertigung ihrer falschen Documente gebrauchten. Endlich kam eine kleine Kiste, mit Pretiosen angefüllt, Uhren, Geschmeide und Ringen, die Gott weiß woher ihren Ursprung ableiteten und in der Fremde nach und nach, wie das Bedürfniß es forderte oder die Gelegenheit es gestattete, verhandelt werden sollten. Alle diese und noch verschiedene andere seltsame Gegenstände füllten den Koffer noch lange nicht aus. Oben auf wurde ein fest verschließbarer Einsatz eingefügt und darin feine Wäsche und Kleider gelegt, deren

man augenblicklich bedurfte, wenn man Gelegenheit fand, das in der einen Stadt verlassene trügerische Spiel von Neuem in der anderen zu beginnen. Als dann endlich der Koffer vollgepackt war, wurde er mit drei sehr schönen Schlössern verschlossen, von denen doppelte Schlüssel vorhanden waren, deren je drei die beiden Männer zu sich steckten. Nachdem diese Schlösser vorgelegt, wurden an gewissen Stellen des Koffers geheime Federn in Bewegung gesetzt, welche die beiden Abenteurer in Zukunft sollten erkennen lassen, ob etwa ein Unberufener Hand an die inneren Geheimnisse desselben gelegt hätte. Als auch das geschehen, wurde eine Messingplatte auf dem Deckel eingeschraubt, die einen unbekannten und sehr gewöhnlichen Namen enthielt, unter welchem der Koffer nach England an ein ebenfalls auf dieser Platte bezeichnetes Kaufmannshaus gesandt werden sollte.

Als die beiden Abenteurer endlich mit diesem Werke zu Stande gekommen waren, ruhten sie eine Weile aus, denn sie hatten sich, um den Spediteur nicht warten zu lassen, sehr beeilt und fühlten sich etwas ermüdet. Jener kam Punct zehn Uhr, nahm die Bezahlung und einen Frachtbrief in Empfang und ließ von seinen Leuten den außerordentlich schweren Koffer auf einen vor der Thür haltenden Wagen schaffen.

Beide Männer standen am Fenster und sahen dem Aufladen des Koffers zu. Als der Wagen damit abfuhr, lächelten sie sich schelmisch an und wuschen sich dann die Hände rein, die von Staub und Farben beschmutzt waren. Als sie damit fertig, warf der Graf seine Hauskleidung in einen kleinen Handkoffer und begann sich zur bevorstehenden Reise in Stand zu setzen. Er hatte die Kleidung eines gewöhnlichen Reisenden gewählt, anständig, aber nicht übertrieben elegant, von guten Stoffen, aber keine auffallenden Farben oder hervorstechende Kennzeichen zur Schau tragend. Auch Starozza

packte seine glänzende Kammerdienerlivrée ein und zog den bescheideneren Rock eines auf der Reise begriffenen Dieners an, dessen Abzeichen am Hute aber jeden Augenblick abgenommen werden konnte, wenn es etwa nothwendig werden sollte, die Rolle eines Dieners mit der eines auf eigene Hand reisenden Fremden zu vertauschen. Als sie auch damit zu Stande gekommen waren, schloß der Graf ein Fach des Eisenschrankes auf und nahm einige Rollen Gold und Papiergeld heraus, die er redlich mit Starozza theilte. Eine mit verschiedenen Päßen und größeren Geldscheinen versehene Brieftasche ward in den festgenähten Falten der Weste versenkt, und eine zweite mit den vor der Hand nöthigen Päßen versehen, die auf den Namen Baron Breisach lauteten, der zu seinem Vergnügen mit einem Diener, Namens Heinrich Winter, auf einer Reise nach England begriffen ist.

„Was meinst Du," fragte der Graf seinen Diener, „ob es nicht rathsam wäre, hier meinen Bart zu scheeren und die Haare anders zu ordnen, da es unterwegs vielleicht zu auffallend erscheint, wenn ich diese Umgestaltung vornehme?"

„Nein," erwiderte trotzig der Gefragte, der seine scheinbar untergeordnete Stellung schon satt zu haben schien und sich nach einer herrlicheren sehnte, „der Meinung bin ich nicht. Das wird sich in jedem Gasthofe oder, wenn es nöthig werden sollte, in jedem abgelegenen Gebüsch an der Landstraße eben so gut verrichten lassen. Hier könnte uns irgend ein Bekannter aus dem Hause gehen sehen oder auf der Straße begegnen, und dann würde Deine Veränderung, wenn sie bemerkt würde, nur unnützes Aufsehen erregen."

„Du hast Recht. Also wir bleiben, bis es dunkel wird, hier im Hause, dann gehen wir nach der . . straße, wo unser guter Freund, der Fuhrmann wohnt und dann schlagen wir langsam bei Nacht den Weg nach . . . ein. Du bist also damit zufrieden?"

„Nicht ganz. Am liebsten ginge ich gleich jetzt. Wer weiß, wer zu dem dummen Baron kommt und wen er uns auf den Hals schickt.“

„Da fällt mir ein guter Gedanke ein. Schreiben wir auf einen Zettel: Graf Zaretta und Baron Brandau sind auf zwei Tage verreist. Sonnabend Mittag werden sie für ihre Freunde wieder zu sprechen sein. — Meinst Du nicht, daß das klug ausgedacht ist?“

Der vermeintliche Kammerdiener antwortete nicht mit Worten, aber um so rascher durch die That. Er nahm sogleich ein weißes Blatt Papier und schrieb mit überaus deutlicher und schöner Handschrift die von Zaretta angegebenen Worte auf. Dann ging er auf den Flur, nahm einige Oblaten und klebte den Zettel an die äußere Seite der Treppenthür. Er war sogar noch schlauer als sein Herr. Er hob auch die Klingelschnur aus ihrem Haken und brachte sie mit in's Zimmer, damit nicht etwa durch einen zufälligen Besucher des Barons Diener herbeigerufen und nach der Wahrheit der auf dem Zettel stehenden Anzeige gefragt würde.

Gleich nachdem er in's Zimmer zurückgekehrt war, sollten die beiden Gauner die Freude erleben, die vorausgesehene Wirkung ihres letzten Streiches zu erproben. Der Wagen des Arztes fuhr vor das Haus und der dicke Doctor keuchte etwas schwerfällig die Treppe herauf, um den kranken Baron zu besuchen. Kaum aber war er auf der obersten Stufe angelangt, so las er das eben befestigte Blatt. Sich verwundernd, warum und wohin sein Patient so urplötzlich gereist, aber schon gewöhnt an die sonderbaren Gewohnheiten dieses Herrn, stieg er brummend wieder die Treppe hinunter und kletterte in seinen Wagen. Die beiden Erfinder dieses gelungenen Scherzes aber, die, hinter einer Gardine verborgen, ihn einsteigen sahen, lachten laut auf und gingen nun daran, ihr Frühstück zu verzehren, das Starozza in einem hin-

teren Zimmer auftrug, und welches das letzte war, das die vortreffliche Köchin des Grafen ihrem Herrn bereitet hatte.

Da sie bei verschlossenen Thüren speisten, konnte der Kammerdiener sich schon erlauben, neben seinem bisherigen Herrn Platz zu nehmen. Beide aßen und tranken wacker, ohne fast ein einziges Wort zu sprechen oder sich anzublicken. Was sollten diese Menschen auch noch sprechen, da sie genug gehandelt und Alles wohl zu Ende geführt hatten, was sie zu vollbringen beabsichtigt hatten? Als das Frühstück beendet war, ließ Starozza alle benutzten Geräthschaften bunt durch einander auf dem Tische stehen. Es war ihm gleichgültig, in welchem Zustande der Käufer des ganzen Haushalts das Einzelne vorfände. Er begnügte sich damit, seinen Appetit befriedigt und sich hinreichend gestärkt zu haben, um zunächst einer mehrtägigen langweiligen Reise zu Wagen und auf den unbefahrensten Wegen entgegen zu gehen, eine Anordnung, die ihm so wenig behagte, wie der ganze schon angedeutete Plan Zaretta's, worüber er aber kein einziges Wort zu verlieren sich die Mühe gab, da er aus Erfahrung wußte, daß sein Gefährte, so lange er noch Graf Zaretta war, nicht so leicht von einem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen sei, wenn die Ausführung desselben ihm einen Haufen Gold vorspiegelte. Als er daher so viel gegessen und getrunken hatte, daß er genug zu haben glaubte, um es bis zum anderen Tage aushalten zu können, begab er sich, müde wie er war, in sein Zimmer, um bis zum Anbruch der Dunkelheit zu schlafen. Dasselbe beabsichtigte auch der Graf zu thun; bevor er aber einschlief, wollte er sich dem Hochgenuß einer dampfenden Havannah hingeben. Er brannte daher eine feine Cigarre an und setzte sich auf seinen weichsten Divan, so den Schlaf herausfordernd, ob er nicht kommen und ihn erquicken wolle.

Aber diesmal wenigstens war die Rechnung ohne den

Wirth gemacht, denn die beschlossene patriarchalische Ruhe sollte durch eine Störung unterbrochen werden, die weder der Herr noch der Diener erwartet hatte. Jedoch, betrachten wir, bevor wir diese Störung näher erörtern, noch einmal den Grafen Zaretta, wie er jetzt auf seinem Divan sitzt, die Cigarre nicht zierlich zwischen den Fingern haltend, wie ein feiner Cavalier, sondern sie zwischen den Zähnen im Munde hin und her wälzend, wie etwa ein Fuhrmann, der auf seinem Bocke sitzt, beide Hände mit Zügel und Peitsche beschäftigt hat und sich doch nicht den Genuß seines Tabacksstengels versagen will — betrachten wir ihn etwas genauer, ob wir jetzt nicht auch in anderen Dingen eine bedeutende Abweichung von seiner früheren feinen Erscheinung wahrnehmen, die wir bei seiner ersten Schilderung dem aufmerksamen Leser schon durch diesen und jenen characteristischen Zug angedeutet zu haben vermeinen.

Der Herr Graf sitzt also mit der Cigarre zwischen den Zähnen in der Ecke des Divans, stützt den düsteren Kopf auf seine Rechte und spielt mit der Linken unbewußt an seiner schwergoldenen Uhrkette. Seine Augen sind nach dem Fenster gewandt und scheinen den Zug der Wolken zu verfolgen, die, von einem Westwinde getrieben, in mäßiger Eile am mattblauen Himmel vorüber ziehen. Aber er sieht diese Wolken und diesen Himmel so wenig, wie er überhaupt etwas sieht, denn er ist in tiefe Gedanken versunken und läßt seine in den letzten fünf Monaten verübten Thaten vor seiner Seele die Revue passiren. Des süßen, eben genossenen Weines voll, ergeht er sich mit einem gewissen Wohlbehagen in den verflossenen Tagen und rechnet die Sümmchen zusammen, die er seinem Talente in der Verstellungskunst, seiner betrügerischen Geschmeidigkeit und seiner rücksichtslosen Tollkühnheit verdankt. Vergebens würde es sein, wollten wir in diesem Augenblick noch den feinen Cavalier, den ungarischen Grafen

in ihm erkennen, als welcher er so oft vor unsere Augen getreten ist. Er hat das aristokratische Wesen und Gebahren, welchem er wider Willen so lange gehuldigt, wie ein überflüssig gewordenes Gewand von sich abgestreift, er bedarf nicht mehr des glänzenden Ueberwurfs, den er sich so geschickt anzulegen gewußt, — im Gegentheil, es liegt ein ganz anderer Ausdruck auf seinem abgefeimten, düsteren, schelmisch zufriedenen Gesicht, etwas unverkennbar Gaunerhaftes ist in seiner Miene und in der Haltung seines Körpers ausgeprägt, was ihm ungleich natürlicher steht, als jene erst angenommene und oft genug erzwungene Form. Seine funkelnden Augen versuchen nicht mehr, den rührenden Schein einer bescheidenen Seele auszustrahlen, sie dürsten jetzt allein nach Befriedigung eines habsüchtigen Herzens, nach Aufhäufung der noch nicht in seinem Besitz befindlichen Reichthümer eines in der Ferne ihm vorschwebenden Opfers. Um seine breiten und sinnlichen Lippen, die jetzt klaffend von einander stehen, während er die Cigarre käuend von einem Mundwinkel in den andern wälzt, schwebt ein gemeines, satyrisches Lächeln, womit er der beiden Hauptpersonen gedenkt, die er, den Vorwürfen ihres Gewissens zum Raube, bald hinter sich gelassen haben wird, um sie in diesem Leben nicht wiederzusehen, ja er lächelt nicht allein, er lacht mit frecher Miene über die ganze adlige Welt, die sich seiner Meinung nach über der andern Welt zu stehen brüstet, wie etwa eine lichte Wolke herrisch über der dunklen Erde schwebt, — welche die wunderbare Einbildung nährt, Alles und Jedes auf dieser Welt sei für sie allein geschaffen und zu ihrem Nutzen und Vergnügen bestimmt, — die endlich die unerhört prahlerische Anmaßung zur Schau trägt, sie dürfe alles Beliebige Anderen thun, sei aber Nichts von ihnen zu dulden verpflichtet und gesonnen. Er hat dieser verhaßten feinen aristokratischen Welt so eben einen Fußtritt versetzt und er freut sich dieses seines plebejischen Fußtritts; er hat die

vornehmen jungen Herren in ihrer Nüchternheit und Geistesarmuth gesehen und er hat sich seine eigene geriebene Lebenserfahrung zu Nutze gemacht, indem er sie öffentlich beraubt und geplündert hat und sie außerdem noch jetzt im Stillen verhöhnt und verspottet. O, welche kochende Wuth hat sich in seinem Herzen gegen diese vornehme Welt angehäuft, wie möchte er sie noch ganz anders unter seine Füße treten, wenn er die Macht, die Mittel und vor allen Dingen den Muth dazu hätte. Aber — und das ist seine höchste Rache gegen das ganze Geschmeiß, wie er sie nennt, — was werden sie künftig für Augen machen, wenn ihnen die Gewißheit kommt, daß sie ausgebeutelt sind, ausgebeutelt so ganz und gar, und zwar von Einem, der an Klugheit, Schlauheit, Erfahrung so weit über ihnen Allen steht, wie an Stand, Rang und Herkommen tief unter dem Geringsten von ihnen. Ach, wenn es ihm nicht selbst am meisten schadete, wie so sehr gern würde er einen Schmähbrief an sie alle richten und ihnen selbst sagen, wer der hohe Graf Zaretta gewesen, dem sie so ganz und so lange gehuldigt, was er für niedere Kunstgriffe angewendet, um ihren Stolz zu beugen, ihren Hochmuth zu demüthigen, und in wessen gemeinen ziegenledernen Geldbeutel sie Alle zusammen ihr hochadeliges Geld ausgeschüttet, wen sie Bruder, Freund und Gefährten genannt haben. Haha! Wenn das möglich wäre, wenn er dabei ihre Mienen belauschen, ihre Demüthigung betrachten könnte, was müßte das für ein nie erlebter Triumph des alten Meisters in allen betrügerischen Künsten, des ungarischen Grafen Zaretta sein, der sich das Ansehen zu geben wußte, als ob er das Schooßkind des launenhaften Glücks, der Liebling gekrönter Häupter, der Sprößling eines fürstlichen Geschlechts sei.

Solches bedenkend, in solchen Träumen sich wiegend und mit seiner Unverletzbarkeit sich brüstend, saß der Graf eine Weile da, während eine Minute nach der andern verflog und

allmälig die Stunde näher rückte, wo er der stolzen Königsstadt den Rücken kehren wollte, voll der triumphirenden Empfindung, auch in ihren Mauern, wie in denen vieler anderen, sein Siegesdenkmal aufgerichtet und darunter die Seufzer armseliger Betrogener, die sich selbst kleine Könige dünkten, verscharrt zu haben.

Da wurde er plötzlich aus seinem tiefen Sinnen, seinen wollüstigen Gedanken durch etwas aufgeschreckt, was er in diesem Augenblick zu vernehmen am wenigsten besorgt gewesen war. Er hörte nämlich vor seinem Zimmer eine fremde und kräftige Stimme sprechen und mit Starozza einige rasche Worte wechseln.

Wie kam dieser Fremde in seinen Vorsaal, dessen Thür doch, wie alle Thüren seiner Zimmer, vorsichtig geschlossen war? Sicher nur durch einen jener wunderbaren Zufälle, die außerhalb der Berechnung auch des Schlauesten liegen, durch ein unvorhergesehenes Mißgeschick, welches eben so unverhofft wie störend in die Gegenwart tritt, in der man sich schon der Vergangenheit überhoben dünkt und bereits den goldenen Träumen der Zukunft überläßt.

Der Graf ließ die Cigarre vor Erstaunen, wenn nicht vor Schreck seinen Lippen entgleiten; sie fiel auf die Erde und verstreute die glühende Asche auf den schönen Teppich, der seine gestickten Blumen verschwenderisch unter seinen Füßen ausbreitete. Gleich darauf aber trat Starozza mit eben so erstauntem Gesicht eilig in's Zimmer, warf einen verständlichen Blick, in dem sich eine gewisse Verwunderung mit einem übel verhehlten Vorwurf zum Sprechen deutlich mischte, auf den Grafen und sagte mit fast athemloser Hast, wobei er sich der fremden Sprache bediente, welche die beiden Gauner gewöhnlich zu reden pflegten, wenn sie allein waren:

„Da haben wir's! Siehst Du, warum haben wir uns nicht früher aus dem Staube gemacht. Die verfluchte Köchin

ist so eben davon gelaufen und statt sich der Treppe des Hinterhauses zu bedienen, ist sie vorne hinuntergegangen und hat wahrscheinlich die Thür zum Vorflur offen gelassen."

„Nun, was giebt's denn?" rief der Graf auffahrend, indem er sich bemühte, seine gewöhnliche Kaltblütigkeit anzunehmen.

„Was soll es geben! Ein Fremder ist gekommen, der Dich sprechen will; er hat den Zettel an der Thür zwar gelesen, ist aber nicht so leichtgläubig gewesen, wie der dumme Doctor, denn er hat die Thür offen gefunden und ist in den Flur getreten. Jetzt steht er draußen und fragt nach Dir, indem er vorgiebt, er wisse, daß Du noch hier seiest, und er müsse Dich nothwendig in wichtigen Angelegenheiten sprechen."

„Das ist ja merkwürdig. Was ist es für ein Mann?"

„Ein großer, stattlicher, schöner Mann —"

„Nun, was sonst noch? Du machst ja ein bedenkliches Gesicht — kennst Du ihn?"

„Ich kenne ihn nicht und doch — ist mir, als ob ich ihn schon irgend wo unter anderen Verhältnissen gesehen hätte."

„Das klingt nicht erbaulich. Was mag er denn wollen?"

„Das will er Dir selbst sagen; gegen mich war er eben nicht verschwenderisch mit Worten."

„Wie heißt er?"

„Danach habe ich ihn nicht gefragt, weil ich voraussetzte, Du würdest ihn auf keinen Fall annehmen."

„So hole das nach und forsche ihn aus — mit Worten und Blicken — zuletzt sage ihm, ich sei nicht zu sprechen."

„Das habe ich ihm schon gesagt, aber er scheint nicht sehr darauf zu achten."

Letzteres in seiner trotzigen Weise sprechend, kehrte Starozza in den Vorsaal zurück, um mit Worten und Blicken, wie ihm

der Auftrag geworden, den Fremden auszuforschen. Nach einer Weile kam er wieder herein. Seine Miene hatte etwas Erregtes und Besorgnißvolles angenommen, — das sah Zaretta augenblicklich, denn er kannte seinen Verbündeten, wie man seinen Hut kennt, den man täglich zur Hand nimmt. „Er heißt Hübner," sagte er kurz, „und will durchaus mit Dir selber sprechen."

„Hübner! Hübner! — Den Namen kenne ich nicht. Ich spreche mit keinem Unbekannten."

„Das habe ich ihm schon zehnmal gesagt, aber der Kerl scheint keine Ohren zu haben. Seine Augen sind dafür desto redseliger. Ich habe ihn scharf angesehen und bin gewiß, daß es Dir ergehen wird, wie mir, denn sein Gesicht taucht immer deutlicher aus dem Nebel einer unbestimmten Erinnerung vor mir auf. Jedenfalls — das ist gewiß — bringt er nichts Gutes."

„Scheint er Dir gefährlich?"

„Er ist ein gewaltiger Mann, mit einer Brust wie Aeolus, und Armen, gegen die die unsrigen Spinneweben sind."

„Teufel! Was will er nur!"

Die rathlosen und mit flüsternder Stimme rasch Worte wechselnden Verbündeten, obgleich gewiß Niemand zugegen oder in der Nähe war, der ihre Sprache verstand, blickten sich gegenseitig an, wie zwei Spürhunde, die eine Wildspur verloren haben oder nicht finden können, und wußten in der That nicht, was augenblicklich zu thun sei. Schon glaubte der Graf, es sei unter diesen Umständen am gerathensten, sich in das Arbeitscabinet zurückzuziehen, von da durch eine verborgene Thür nach der hinteren Treppe zu gelangen und so den Hof und die Straße zu erreichen, als sich plötzlich die Thür des Vorsaales aufthat und der schöne und ausdrucksvolle Kopf des Herrn Hübner in der Spalte sichtbar wurde. Als er den anwesenden Herrn bemerkte, der nicht zu sprechen

war, oder der ihn nicht empfangen wollte, trat er unaufgefordert ganz in's Zimmer, welches der Kammerdiener augenblicklich verließ, — wir wissen nicht, ob aus dem Grunde, wenigstens seine eigene Person sicher zu stellen, oder von einem geheimen Orte aus die folgende Unterredung zu belauschen und eine möglicher Weise nothwendig werdende Flucht klüglich vorzubereiten.

Also Herr Hübner trat in das Zimmer, blickte sich ruhig darin um, und da er sich mit dem Grafen allein sah, den er nach der Beschreibung, die man von ihm gemacht, augenblicklich erkannte, so trat er demselben näher, verbeugte sich und lächelte mit einer so ruhigen Höflichkeit, daß sich der Graf augenscheinlich von seiner lebhaften Besorgniß befreit fühlte. Allein dies beruhigende Gefühl berührte ihn nur im ersten Augenblick, denn sehr bald wechselte der Gesichtsausdruck des Fremden und nahm einen ganz anderen Character an.

Es war im ersten Moment offenbar nichts Feindseliges, was sich aus den Mienen des Herrn Hübner gegen den Grafen aussprach, bewahre! Dazu war Herr Hübner ein viel zu besonnener und vorsichtiger Mann; im Gegentheil, er behielt sogar eine Weile eine gewisse Höflichkeit bei, aber dieselbe wurde von Minute zu Minute kälter, sein Gesicht strenger, sein Auge funkelnder, und in jeder seiner Bewegungen fing eine selbstbewußte geistige und physische Kraft sich zu entfalten an, die jedem Unbefangenen hätte imponiren müssen, wie viel mehr nicht dem Schuldbewußten, der seine eigene Keckheit, der wachsenden Kühnheit des Fremden gegenüber, von Secunde zu Secunde mehr schwinden fühlte.

Nachdem Herr Hübner seine Verbeugung einfach wiederholt und der Graf sie nur durch Aufstehen von seinem Divan erwidert hatte, erhob sich die mächtige Gestalt des Kupferhammerbewohners zu ihrer ganzen Höhe und mit solchem Nachdruck, daß der Graf glaubte, sie werde jeden Augenblick

riesenhafter und dehne sich in eine Länge, Breite und Mächtigkeit, wie er sie noch nie an einem Menschen wahrgenommen zu haben sich erinnerte.

„Ich habe also die Ehre, den Herrn Grafen Zaretta vor mir zu sehen?“ begann der Fremde das unerbaulichste Gespräch, welches der Graf noch in dieser Stadt geführt hatte.

„Ja, ich bin der Graf Zaretta!“ entgegnete dieser mit gesuchtem Hochmuth und reckte seine kleine Gestalt in ihre möglichst aristokratische Form zurecht. „Was wünschen Sie und warum zeigen Sie so viel Beharrlichkeit, einen Mann zu sprechen, dessen Zeit kostbar und von wichtigen Dingen übermäßig in Anspruch genommen ist?“

„Herr Graf,“ erwiderte Herr Hübner ruhig, aber mit stark in's Ohr fallendem Nachdruck, „Sie mögen mir diese, wie ich sehe, seltsam erscheinende Beharrlichkeit verzeihen, aber die wichtigen Dinge, die Ihre kostbare Zeit in Anspruch nehmen, werden durch meinen Besuch noch um ein paar sehr wichtige vermehrt werden, und da ich voraussetze, daß Sie, ehe Sie diesen Ort verließen, gern das Allerwichtigste erfüllen würden, so nahm ich mir die Freiheit, einige Augenblicke von Ihrer kostbaren Zeit für mich in Anspruch zu nehmen.“

„Zur Sache!“ sagte ruhig der Dalmatier, der sich allmälig zu fassen schien, denn mit der sichtbar wachsenden Bedeutung des gegenwärtigen Auftrittes war auch seine Kaltblütigkeit wieder in ihn zurückgekehrt. Er wollte zeigen, daß er ein Mann sei, selbst dem handfestesten Manne gegenüber, und deshalb raffte er alle seine Schlauheit, alle seine Keckheit und Lebenserfahrung zusammen. Dabei aber bemühte er sich, den Fremden immer schärfer zu durchdringen, denn bekannt kam er ihm allerdings auch vor, obwohl er eben so wenig wie Starozza wußte, wo und in welchen Verhältnissen er diesem Herrn Hübner gegenüber gestanden hatte. Dieser dagegen, dessen Erkennungsvermögen wir sogleich vollständig

würdigen wollen, hatte ohne Zweifel ein besseres Gedächtniß, denn er wußte nicht allein, wo er den Herrn Grafen schon einmal im Leben gesehen, sondern er wußte sogar viel mehr von ihm, als dem Grafen lieb sein konnte.

„Zur Sache, mein Herr!“ wiederholte der Graf. „Da Sie sich anmaßen, willkürlich über meine Zeit zu verfügen, so verfügen Sie nach Belieben darüber — was ist der Zweck Ihres Besuchs?“

„Ich habe zwei Zwecke vor Augen,“ sagte Herr Hübner und setzte sich ohne alle Ceremonie dem Grafen gegenüber auf einen Sessel, zwischen Divan und Thür, auf welchen ersteren der Graf jetzt sich selber mit Grandezza niederließ. „Zwei Zwecke, die ich beide nach einander ihnen mitzutheilen mir erlauben werde. Der erste ist ein Kunstzweck. Ja, ein Kunstzweck!“ und er lächelte heiter, als er den Grafen ebenfalls lächeln sah.

„Ein Kunstzweck?“ wiederholte dieser. „So? Welche Kunst betrifft dieser Zweck?“

„Die Kunst, mit der Feder meisterhaft umzugehen und vortreffliche Zeichnungen anzufertigen.“

Der Graf riß die Augen weit auf, sogar sein Mund öffnete sich unwillkürlich und er sah beinahe aus wie ein unversehens überraschter und ertappter Dieb. Der Fremde schien dieses unwillkürliche Mienenspiel nicht zu beachten, obgleich er es sehr wohl bemerkte, sondern fuhr mit Bedeutung fort:

„Die Kunst, mit der Feder schöne nnd kostbare Zeichnungen hervorzubringen, ist eine leider sehr selten geübte und verstandene Kunst. Ich habe sie auf meinen Reisen in Italien kennen gelernt und bin ein Liebhaber und Sammler von dergleichen geworden.“

Der Graf fing an zu hüsteln; ohne Zweifel sah er den unerwarteten Ausgang dieses Gespräches gleichsam wie ein trübes Irrlicht schon von Weitem vor seinen Augen flimmern.

Er blickte bisweilen verstohlen nach der Thür, die seitwärts von ihm lag, als schiene er bei Zeiten auf Mittel zu sinnen, wie er sich derselben nothwendigen Falles nähern könne, ohne damit seine Absicht, sich derselben zur Flucht bedienen zu wollen, errathen zu lassen. Einstweilen indessen beschloß er, nur Zeit zu gewinnen. Mit etwas vorgeneigtem Kopfe, als höre er nicht ganz gut, fing er plötzlich an zu lächeln und sagte dann verbindlich: „O, mein Herr, wenn Sie in Italien gewesen sind, so sprechen Sie auch gewiß die italienische Sprache. Sie hören, ich radebreche die deutsche nur und verstehe außerdem Ihren Dialect nicht gut. Es entgeht mir viel von Dem, was Sie mir vorzutragen die Güte haben."

„O!" sagte der Fremde sogleich mit lauterer Stimme, indem er langsamer aber immer noch Deutsch sprach. „Warum sagten sie mir das nicht früher?" Ich spreche die italienische Sprache vollkommen, so auch die französische und englische, wie überhaupt alle gangbaren Sprachen Europa's. Nur das Hebräische verstehe und spreche ich nicht."

Dieser letzte, deutlich und lauernd gesprochene Satz brachte eine schlagende Wirkung auf den Grafen hervor, worauf es vielleicht auch abgesehen war. Denn er zuckte zusammen, als ob ihn der Stich eines unsichtbaren Dolches verletzt hätte. Aber nur einen Augenblick dauerte die Ueberraschung, er faßte sich sogleich wieder und, mit unglaublicher Keckheit sich wappnend, sagte er mit brüskem Tone: „Hebräisch verstehe ich auch nicht. Hoffentlich halten Sie mich für keinen Juden."

Herr Hübner lächelte. Jetzt war er seiner Ansicht über das wahre Wesen und die Person des angeblichen Grafen vollkommen sicher, bisher hatte er noch ein klein wenig geschwankt. Alle Umschweife der Höflichkeit daher von der Hand weisend, fuhr er mit kühner Sicherheit fort: „Also — wie soll ich reden? In welcher Zunge?"

„Italienisch, wenn es Ihnen beliebt.“

„Ich bin es zufrieden. Sehen Sie — ich rede so gut Italienisch wie Deutsch. Jetzt aber wollen wir das begonnene Gespräch ohne Zögerung zu Ende führen, und ich will sogleich zur Hauptsache übergehen. Sehen Sie hier, ich habe da vor einigen Wochen, als ich mich Geschäfte halber in dieser Stadt aufhielt, zufällig einen vortrefflichen Fund gemacht. Bei einem Kunsthändler erstand ich diese schöne Zeichnung. Sie ist vollendet in ihrer Art. Dergleichen kann nur ein großer Künstler hervorbringen, und solche Künstler liebe ich.“

Mit diesen Worten reichte er dem von Neuem und diesmal schauerlich betroffenen Grafen dieselbe Federzeichnung hin, welche er Alfred von Brandau geschenkt, der sie wider Wissen des Grafen dem Kunsthändler zum Verkauf angeboten hatte, von dem sie endlich an einen Fremden, eben Herrn Hübner, verkauft worden war. Beiläufig gesagt, war es dieselbe Zeichnung, die Zaretta einst für einen Freund angefertigt hatte und welche unten in der rechten Ecke des weißen Randes den so wunderbar geschnörkelten Buchstaben Z. trug.

Der Graf warf nur einen Blick darauf und er hatte begriffen, um was es sich handele. Aber das Z. war ihm auch jetzt noch entgangen, so gut wie er nicht daran gedacht und es bemerkt hatte, als er die Zeichnung dem habsüchtigen Alfred eingehändigt. Bleich und in der That seine Keckheit von Augenblick zu Augenblick mehr verlierend, stammelte er beinahe:

„Nun? Und diese Zeichnung — warum bringen Sie sie denn zu mir?“

„Wie?“ rief Herr Hübner erstaunt — „warum, fragen Sie? Sind Sie denn nicht der Künstler, der diese in mehr als einer Beziehung interessante Zeichnung angefertigt hat?“

„Wie kommen Sie auf diese seltsame Idee?“

„Diese Idee ist so seltsam nicht. Denn einmal hat mich

der Kaufmann, bei dem ich diese Zeichnung gefunden, ziemlich deutlich vermuthen lassen, daß wahrscheinlich Sie und kein Anderer dieser große Künstler sind, und dann hat mich der so seltsam verschlungene Buchstabe Z. hier unten in der Ecke — sehen Sie da — auf die unzweifelhaft richtige Spur gebracht."

„Ah!" rief der Graf, wider Willen erbleichend. „Beides ist ein Irrthum! Denn einmal kenne ich keinen solchen Kaufmann, der von mir mit Bestimmtheit sagen könnte, daß ich diese Zeichnung angefertigt habe, sodann aber pflege ich nie ein so schnörkelhaftes Z. zu machen, selbst wenn dieser Buchstabe meinen Namen andeuten sollte."

„Wäre es möglich!" rief Herr Hübner mit offenbar ironischer Verwunderung. „Sollte ich mich wirklich getäuscht haben?"

„Sie haben sich ohne Zweifel getäuscht, verlassen Sie sich darauf!"

„Das ist merkwürdig! Wie man sich irren kann! Denn ich glaubte diesmal ganz sicher gegangen zu sein. Ich habe heute nämlich zufällig einen Wechsel in Besitz erhalten — sehen Sie hier — den Sie, wahrscheinlich zu Gunsten seines Sohnes, auf den Baron Brandau auf Holzendorf ausgestellt haben. Sie haben den Wechsel mit Ihrem vollen Namen unterzeichnet — bitte — besorgen Sie nichts, er ist ganz in Ordnung, wenn nämlich der alte Baron ihn in Ordnung findet — aber sehen Sie — und das ist die Merkwürdigkeit, dies Z. in dem Namen Zaretta, Ihrem Namen, ist ganz dasselbe schnörkelhafte Z., was unter jener Zeichnung steht. Es ist das ein großer Zufall, meine ich, denn wie können zwei so verschiedene Menschen — jener Zeichner und dieser Wechselaussteller — wohl einen solchen von Uebung und Gewandtheit strotzenden schnörkelhaften Zug hervorbringen? Hahaha!"

Der Graf nahm, weil er nichts Anderes zu sagen oder zu thun wußte, dem Herrn Hübner die Zeichnung und den Wechsel aus der Hand, die dieser ihm über den Tisch, der zwischen Beiden stand, hinhielt, aber — er sah nichts, weder den einen noch den andern Buchstaben; vor seinen Augen schwindelte es; wie ein wüstes Nebelmeer wogte die Luft in seiner Stube vor ihm auf und ab. Alle seine Nerven bebten von der gewaltsam unterdrückten Aufregung und dennoch konnte er sie nicht so weit bemeistern, daß seine Hände nicht vor unheimlicher Besorgniß sichtbar gezittert hätten, als sie die Papiere seinen Augen nahe brachten. Aber auch diese vorübergehende Anwandlung von Schwäche dauerte nur kurze Zeit, dann rief er seine beispiellose Frechheit zu Hülfe, und als er sich ihres Beistandes versichert hatte, sagte er mit glatter Zuversicht in Miene und Stimme:

„In der That, Sie irren dennoch. Die zwei ähnlichen Z. hat wirklich ein Zufall hervorgebracht. Diesen Namen unter dem Wechsel habe ich natürlich geschrieben, aber dieses Z. unter der Zeichnuug rührt nicht von meiner Hand her."

„So! Wenn Sie das mit so sicherem Tone sagen, Herr Graf, dann muß es wohl wahr sein. Ja, ja, möglich ist es. Auch traue ich dem Worte eines Edelmannes mehr, als dem trügerischen Anschein eines unaufgeklärten Zufalls. Ja, ja, wie man sich irren kann!" Und er betrachtete, indem er sich dem Grafen so nahe wie möglich stellte, bald die beiden Buchstaben, bald das Gesicht des anscheinend Lesenden mit großer Festigkeit, als wollte er bald in dem einen bald auf dem anderen die Wahrheit oder die Lüge lesen. — „Sehen Sie," fuhr er zurücktretend fort, „ich hatte mich schon auf Ihre Bekanntschaft gefreut, denn, wie gesagt, ich liebe die Künstler. Ich dachte schon daran, Ihnen, dem so bedeutenden Meister, Aufträge zu geben, denn ich bin reich, Sammler und Liebhaber von dergleichen Gegenständen. Hm! Ich kann

mich von dem Gedanken gar nicht losmachen, in diesem Puncte so fehl gegangen zu sein. Sie sind also wirklich nicht der Verfertiger dieser Zeichnung?"

„Nein, ich bin es nicht, ich wiederhole es Ihnen jetzt zum letzten Male."

„So ist es gut und die erste Angelegenheit zwischen uns ist abgemacht. Ich habe mich überzeugt, daß Sie Der nicht sind, für den Andere Sie hielten und für den ich selbst Sie zu halten beinahe voreilig genug gewesen wäre."

Der Graf, immer mehr in Staunen gesetzt, hielt es für's Gescheidteste, auf diesen zweideutigen Ausspruch nichts zu erwidern; nur durchbohrte er fast mit seinen Glühaugen den Fremden, und hätte er ein zuverlässiges Messer zur Hand gehabt und wäre ihm sein Spießgeselle dabei zu Hülfe gekommen, er würde keinen Augenblick gezögert haben, Herrn Hübner, diesen drohend stolzen, in seiner großen physischen Kraft so selbstbewußten Mann zu einer Leiche zu machen. Da dies indessen so leicht nicht ging, so war er auf andere Aushülfen hingewiesen und schon dämmerte in ihm die Hoffnung auf, vielleicht eine Gelegenheit zu erspähen, sich in sein Cabinet zurückzuziehen, dessen Thür dann mittelst einer nur ihm bekannten Vorrichtung von innen fest verschlossen werden konnte.

„So kommen wir denn also zur zweiten Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt," sagte Herr Hübner, die Zeichnung vorsichtig zusammen rollend und ruhig in die Tasche steckend. — „In Wahrheit, ein schönes Bild! Schade, ich hätte gern mehrere davon in meiner Sammlung gehabt. — Doch, Sie sagten, Sie hätten jenen Wechsel auf den Baron Brandau auf Holzendorf gezogen und natürlich auch selbst unterschrieben. Kennen Sie denn den Baron und wissen Sie, ob er Ihren Wechsel acceptiren wird?"

„Nein, ich kenne ihn nicht, hoffe aber mit Zuversicht, daß er ihn acceptiren wird, denn ich habe denselben auf Ver-

langen seines ältesten Sohnes ausgestellt, der damals krank war, nicht selbst schreiben konnte und doch Geld gebrauchte, weshalb mir auch der Bankier, dem ich dies mittheilte, den Betrag discontirt hat."

„So! Wer weiß, was das für ein Bankier gewesen ist, denn des Barons Bankier Scheitler hätte einen von Ihnen auf den Baron gezogenen Wechsel nie discontirt. Doch das geht mich hier nichts an; Sie sagten aber, Sie hätten auf Verlangen seines ältesten Sohnes diesen Wechsel ausgestellt?"

„Ja, des Herrn Barons Alfred von Brandau."

„O, das ist abermals ein Irrthum. Baron Alfred ist nicht der älteste Sohn seines Vaters. Er ist nur der ältere. Der Baron hat noch einen älteren als Alfred."

„Den kenne ich nicht und der geht mich nichts an."

„Das glaube ich wohl. Um so besser aber kennen Sie den Baron Alfred, nicht wahr?"

„Ganz gewiß, mein Herr, hierin kann ich Ihnen endlich einmal beistimmen, und ich thue es mit Freuden. Baron Alfred von Brandau ist mein bester und theuerster Freund."

„So sagen wenigstens Sie. Die Welt sagt etwas ganz Anderes."

„Und was sagt darüber die Welt?" rief der Graf mit flammender Stirn und bohrenden Augen.

„Die Welt sagt," erwiderte der Gefragte mit eisiger Stimme, „daß Sie ihn so lieb hätten, daß Sie ihn ganz in Ihren Händen hielten, ihn nicht entschlüpfen ließen, ihn —"

„Wie, in meinen Händen? Wie meinen Sie das?"

„Werden Sie doch nicht so heftig, Herr Graf. Sie sehen ja, wie ruhig ich dabei bleibe. Ich meine das so, wie die Welt es meint: daß Sie ihn mit Ihren Plänen umstricken, wie die Spinne eine Fliege mit ihrem Netze umstrickt —"

„Wie? mein Herr," rief der Graf aufspringend und sich dabei weislich um einen Schritt der Cabinetsthür nähernd, „Sie häufen eine Beleidigung auf die andere. Ich bin Edelmann, Graf — bedenken Sie das — ich habe südliches Blut in meinen Adern — diese Ihre letzte Beleidigung fordert Genugthuung und ich bestehe darauf, daß Sie mir dieselbe sehr bald gewähren."

„Halt!" sagte Herr Hübner sehr kalt. „Ereifern Sie sich nicht. Bedenken auch Sie — ich habe nördliches Blut in meinen Adern und bin kein Graf, nur ein einfacher Bürgerlicher, mit dem ein so vornehmer Herr, wie Sie, sich nicht so leicht schlägt. Ueberdies — diese ganze Scene, die Sie da aufführen, ist nichts als eitle Prahlerei! Sie schlagen sich nie mit mir, denn Sie wissen vorher, daß das Ihr Verderben wäre?"

„Wie meinen Sie das? Glauben Sie, daß ich meinen Degen oder die Pistole nicht zu führen weiß?"

„Die Pistole, o ja, oder noch besser vielleicht den Dolch! Aber den Degen, nein, Herr Graf, den führen Sie gegen mich nicht. Sehen Sie hier meinen Arm — ich strecke ihn aus und meine natürliche mir von Gott gegebene Waffe schlägt alle Ihre Ihnen vom Teufel verliehenen Finten und Paraden sammt Ihrem Schädel durch. Denn ich bin ein Herkules gegen Sie und Sie sind eine Maus gegen mich. Wenn ich wollte, so streckte ich meinen Arm aus, ergriffe Sie, erhöbe Sie und würfe Sie wie einen Ball gegen die Decke dieses Zimmers, obgleich es etwas hoch ist, wie Sie sehen. Ueberdieß ist nach meiner Meinung das Duell nur für Leute auf der Welt, die wohl ein bischen polternden physischen Muth, aber nicht den größeren moralischen haben, ein Unrecht zu vergeben, ein Leiden zu ertragen und die Irrthümer der Welt mit Ergebung zu bekämpfen. Was mich betrifft, so besitze ich beide Arten von Muth, und das habe ich mein ganzes Leben

hindurch bewiesen; Sie aber, obgleich Sie ein Graf und Edelmann sind oder vielmehr sein wollen, besitzen keine davon, denn ich sehe Sie schon jetzt, während wir nur davon sprechen, bleicher und bleicher werden und auf eine Hinterthür denken, denn daß Sie mir zu entwischen versuchen, lese ich in jedem Zuge Ihres abgefeimten Bravogesichts."

„Mein Herr!" polterte der Graf ohnmächtig auf, denn der Fremde fing an, eine dämonische Obergewalt über ihn zu gewinnen, weiter aber konnte er nichts hervorbringen.

„Mein Herr! sage auch ich," rief Herr Hübner, mit leiser, aber sich tief in das Herz des Betrügers bohrender Stimme, „die Zeit, die ich an die Ueberzeugung setzen wollte, zu sehen, wer Sie und ob Sie mir vielleicht bekannt wären, ist verstrichen. Ich habe meine Absicht vollständig erreicht. Ich weiß, wer Sie sind. Nun blicken Sie mich einmal auch genau an, ob Sie mich vielleicht ebenfalls erkennen."

„Ich habe Sie noch nirgends und niemals gesehen!" sagte, wie eine Leiche erbleichend, der entkappte Graf.

„Wie? Nirgends und niemals? Sie haben ein schlechtes Gedächtniß. Ihr Gewissen scheint etwas besser zu sein, denn es spricht sich wider Ihren Willen auf Ihrem todtenblassen Gesichte aus. Doch ich will auch jenem zu Hülfe kommen. Wohlan denn, denken Sie einmal an England und schauen Sie zehn Jahre in die Vergangenheit zurück. Wir waren damals Beide noch ziemlich junge Leute. Und nun versetzen Sie sich nach London — in die italienische Oper — he? Dämmert Ihnen noch immer kein Licht auf? — Damals erlaubte sich ein Gauner, in meine Rocktasche — in diese hier — zu greifen, worin ich unvorsichtiger Weise meine Börse trug. Wie, erinnern Sie sich nicht? — Ich ergriff den Gauner mit stählerner Faust, während er seine Hand noch in meiner Tasche hatte — mit dieser Faust hier — sehen Sie sich ihre Kraft an — und hatte dabei das Unglück, dem Gauner, der seine

Hand drehte und wendete wie ein Aal, diese Hand zu verrenken. Immer noch in meiner Tasche. Und ich glaube, es war diese Hand da." Dabei zeigte er lächelnd auf die rechte Hand des Grafen, die dieser, sie gleichsam ihrem Henker entziehend, eilig in den Rock gesteckt hatte. — „Wissen Sie noch nicht, wo wir uns kennen lernten? Nicht — also weiter! Ich übergab den Gauner einem Constabler — er ward eingesperrt, aber auf seine demüthige Bitte, ihm seinen ersten jugendlichen Fehltritt zu vergeben — und in Betracht, daß ich ihm die Hand sehr gefährlich verrenkt und er viele Schmerzen dadurch auszustehen hatte, machte ich ihn aus unzeitiger Großmuth wieder frei. Damals nannte sich dieser junge Gauner Zara und war ein slavonischer Jude, der sehr gut Hebräisch sprach — ich besitze noch seinen Brief aus Newgate, worin er mich um Befreiung bat, und dieser Brief trägt seine Unterschrift, die mit einem eben so schönen Z. beginnt wie die Unterschrift jenes Wechsels und der Buchstabe unter diesem Blatte zeigt. Seitdem mag dieser Gauner, der mich freilich nicht unter meinem jetzigen Namen kennen lernte, — denn verständige Menschen haben bisweilen auch Gründe, ihre ehrlichen Namen zu wechseln, — schon viele andere Namen geführt haben. Heute nun nennt er sich Zaretta, er ist also an Namen kleiner geworden, obwohl größer an Schlauheit, niederträchtiger Hinterlist und tückischer Gaunerei. Er ist Fälscher, Betrüger, falscher Spieler, Verführer der Jugend, und Gott weiß was noch geworden. Sie trugen damals noch keinen so großen Bart, und ich auch nicht, und darum haben Sie mich wahrscheinlich nicht wieder erkannt. Aber ich Sie. Denn jedes Gesicht, welches ich einmal in meinem Leben gesehen und welches mir angenehme oder unangenehme Eindrücke hinterlassen hat, kenne ich immer und überall wieder. Nun, kennen Sie mich jetzt, Herr Graf Zaretta?"

Der angebliche Graf, unter diesen furchtbaren Anklagen

nur innerlich zusammenbrechend und vor dem entsetzlichen Fremden wie vor seinem unentrinnbaren Schicksal sich beugend, richtete sich äußerlich bei jedem neuen Absatz des Redenden, bei jedem neuen Kennzeichen seiner eigenen Person, die allmälig in ihrer wahren Gestalt an's Tageslicht kam, höher, frecher, verrätherischer auf, und sein blitzendes Auge suchte vergebens in allen Ecken und auf allen Tischen eine meuchlerische Waffe, die er ohne Zweifel jetzt ohne jede Hülfe gegen den Fremden angewandt haben würde, aber er fand nirgends, was er suchte.

„Nein, mein Herr," sagte er, als endlich Herr Hübner mit seiner Rede zu Ende war, „ich läugne Alles, was Sie da sagen, denn ich kenne Sie nicht und habe Sie niemals gesehen. Ich war gar nicht vor zehn Jahren in England. Für Ihre unerhörten Beleidigungen aber und Ihre ehrenschänderischen Beschimpfungen werde ich Ihnen anderwärts Rede stehen — weiter mit Ihnen jetzt zu reden, halte ich unter meiner Würde."

Und er wandte sich wie eine getretene und einen Ausweg suchende Schlange etwas seitwärts, wobei er wiederum einen halben Schritt nach der Thür des Cabinets gewann.

„Anderwärts?" fragte Herr Hübner, eisig lächelnd. „Ja, o warum nicht? Vielleicht treffen wir noch einmal zusammen, dann können Sie auch einen Degen mitbringen; ich aber werde nur einen Stock nehmen, oder eine Peitsche, denn das ist die beste Waffe gegen und das wirksamste Mittel für Sie."

„Mein Herr!" brauste Zaretta mit geballten Fäusten und schäumendem Munde auf.

„Still, schreien Sie nicht so! Die Polizeimannschaft, die ich unten vor die Thür gestellt habe, wird schnell genug hier sein. Einstweilen leben Sie wohl — auf Wiedersehen!"

Und rückwärts zur Thür nach dem Vorzimmer schreitend,

trat er ruhig in dasselbe hinaus, den Schlüssel im Schlosse umdrehend und langsam abziehend, so daß es der Eingeschlossene hören konnte.

Kaum aber war der schreckliche Fremde auf diese Weise verschwunden, so änderte sich das ganze künstlich zusammengehaltene Aussehen des überlisteten Gauners. All' sein heuchlerischer Muth, seine vornehme Maske verschwand aus seinem Gesicht, seiner Haltung, er brach zusammen wie ein Haus oder ein Baum, die eine Lawine zertrümmert. Mit emporgesträubten Haaren und krampfhaft verzerrten Gesichtszügen blieb er stehen, athmete keuchend und wußte in Todesangst nicht, was er nun beginnen sollte.

Da kam ihm ein rettender Dämon zu Hülfe. Denn von dem Cabinet aus, fast eben so aufgeregt wie Zaretta, stürzte Starozza in's Zimmer. „Fort, fort," rief er, „es ist die höchste Zeit! O, warum bist Du mir nicht früher gefolgt! Dieser Mensch ist ein Riese, ein Coloß gegen uns, er hat uns ganz in seiner Gewalt. Aber noch nicht! Er holt jetzt seine Wache herauf, die er auf der Straße aufgestellt hat. Der Narr! — Komm! Hinten in der Küche ist Niemand, die Treppe ist frei nach dem Hofe und ich habe den Schlüssel zur Gartenpforte des Nachbars in Händen. Hier ist er. Laß Alles liegen und folge mir. Ich habe schon einen Wagen in der nächsten Straße stehen."

Hier galt kein Besinnen; Alles im Stiche lassend, — den Koffer mit Kleidern und verschiedenen Kleinigkeiten, die sie noch in die Tasche stecken wollten, — warfen sie rasch einen Ueberrock um die Schultern, sprangen in das Cabinet, riegelten dessen Thür mit allen vorhandenen Schlössern und Riegeln hinter sich zu, öffneten eine in der Ecke desselben befindliche kleine Tapetenthür, die nach der Hintertreppe des Hauses führte, und glitten dieselbe so leise hinab, daß kein Mensch, wenn er auch in der Nähe gewesen wäre, ihre Flucht vernom-

men hätte. Auf dem Hofe angelangt, dessen Thür zum Hausflur glücklicherweise für sie geschlossen war, und während Herr Hübner mit einigen Beamten schon wieder die Vordertreppe hinauf stieg, hatten sie bald den Garten erreicht, seine Thür mit dem gemausten Schlüssel geöffnet, und durch diesen schreitend, waren sie in eine ganz andere Straße gelangt, wo ein Fiaker sie erwartete, den Starozza dahin bestellt hatte. Mit der kaltblütigsten Miene nannte Letzterer dem Kutscher einen entfernten Platz. Hier angekommen stiegen sie aus, bogen um eine Ecke und setzten sich in einen neuen Fiaker. Dieser mußte sie abermals in eine andere Stadtgegend fahren, wo sie den Wagen wieder verließen und endlich in ein sicheres Haus gelangten, wo sie bis zum Abend oder noch länger geborgen blieben, denn daß sie sich hierher geflüchtet, wo einer ihrer Spießgesellen wohnte, konnte kein Mensch, nicht einmal der furchtbare Herr Hübner, errathen.

Ende des dritten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.